

OSWALD
SPENGLER

Neubau des
deutschen Reiches

C·H·BECK·MÜNCHEN

165.

NEUBAU DES
DEUTSCHEN REICHES

NEUBAU
DES
DEUTSCHEN REICHES
VON
OSWALD SPENGLER



C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
MÜNCHEN MCMXXIV

34. bis 44. Tausend
Copyright München 1924 by C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

INHALT

Der Sumpf	3
Staatsdienst und Persönlichkeit	28
Die Erziehung — Zucht oder Bildung?	40
Das Recht als Ergebnis von Pflichten	51
Die deutsche Währung	61
Gegen den Steuerbolschewismus	74
Arbeit und Eigentum	89
Zur Weltlage	96

DER SUMPF

Wenn ein ungeheures Unglück über einen Menschen hereinbricht, zeigt sich, wieviel Starkes und Gutes in ihm war. Wenn das Schicksal ein Volk zermalmt, offenbart es seine innere Größe oder Kleinheit. Erst die äußerste Gefahr gestattet keinen Irrtum mehr über den geschichtlichen Rang einer Nation.

Uns blieb in dem größten aller Kriege das Soldatenglück versagt. Wir hatten dank unserer Energie, Arbeitskraft und Organisationsgabe einen wirtschaftlichen Aufstieg erlebt, wie er wenigen Völkern vergönnt und auch nur möglich war. Wir haben vier Jahre gekämpft und geduldet wie vielleicht überhaupt kein Volk zuvor, aber die Niederlage offenbarte plötzlich eine Erbärmlichkeit, die in der Weltgeschichte ohne Beispiel dasteht. Glühende Scham müßte uns ergreifen, wenn wir Fremden vor Augen treten mit dem Gedanken an das, was wir waren und was wir sind.

Aber daß die wenigsten von uns das wirklich fühlen, daß Unzählige sich in dem Unrat dieser Jahre mit Behagen betten, daß sie bereits vergessen haben, daß es anders sein könnte und anders war, das gehört zu dem, was einen in schlaflosen Nächten mit Verzweiflung überfällt.

Haben wir das verdient? Sind wir endlich dort, wohin uns unser Volkscharakter verweist? Prahlerisch im Glück, würdelos im Unglück, roh gegen Schwächere, kriechend gegen Starke, schmutzig auf der Jagd nach Vorteilen, unzuverlässig, kleinlich, ohne sittliche Kraft, ohne echten Glauben an irgend etwas, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft — sind wir das wirklich?

Nur weil es nicht so ist, weil wir endlich den trennenden Strich zwischen dem deutschen Volk und den Anstiftern und Nutznießern des Zusammenbruchs ziehen können und wollen, wagen wir es, Anspruch auf eine größere Zukunft zu erheben. Aber es handelt sich hier und heute darum, rücksichtslos das Geschwür am deutschen Körper aufzusuchen, um eine lange, schleichende Krankheit zu heilen.

Es war nicht „der Marxismus“, sondern eine Partei, nicht „der Liberalismus“, sondern eine Partei, nicht „der Ultramontanismus“, sondern eine Partei; es waren nicht Weltanschauungen, sondern

Genossenschaften und Gruppen mit einem organisierten Anhang und einer zielbewußten Methode, welche das Reich bekrittelt, lähmten, unterwühlten, den Krieg nach einer Pause der notgedrungenen Mitbegeisterung aussichtslos machten, wie sie vorher schon alle Rüstungen dafür niedergehalten hatten, um endlich in Beschränktheit und Selbstsucht das Staatsschiff anzubohren in dem Glauben, damit für ein Regierungsideal nach ihrem Geschmack freie Bahn zu schaffen — nicht für Deutschland, sondern für eine Partei.

Wenn ich heute auf die langsam schleichende Entwicklung dieses Unglücks zurückblicke, so scheint mir der verhängnisvolle Wendepunkt im Jahre 1877 zu liegen, damals als Bismarck Bennigsen für ein Ministerium zu gewinnen suchte. Einen Augenblick dachte der Schöpfer des Reiches daran, den Parteien die Mitverantwortung für die Verwaltung und Leitung des gewaltig aufstrebenden Landes und die schweren Aufgaben seiner Außenpolitik aufzuerlegen. Diese Parteien waren als etwas Selbstverständliches vorhanden — es war die letzte Glanzzeit des westeuropäischen Parlamentarismus; in England hatten die Konservativen damals ihr erfolgreichstes Ministerium unter Disraeli — und er selbst hatte ihnen im Reichstag ein weithin hörbares Organ gegeben. Es handelte sich darum sie zu erziehen, denn sie waren den Ideologien von 1848 gerade erwachsen und nun vor große politische Tatsachen gestellt, die einstweilen ihr Verständnis überstiegen, aber bildungsfähig und bildungswillig, weil sie sich im Strom der Entwicklung mitgezogen und gehoben fühlten.

Aber dieses Reich und sein stets außenpolitisch denkender Gründer wußten sich so stark, mit einer vielbewunderten mustergültigen Verwaltung, einer ehrlichen, fleißigen, glänzend geschulten Beamtschaft und einem siegreichen Heer, Kräften also, womit sie die schwersten Aufgaben exakt zu lösen vermochten, daß sie die Notwendigkeit nicht begriffen, weniger ein Stück Autorität preiszugeben als diese verwickelter aber sicherer zu begründen, nämlich durch Einbeziehen des heranwachsenden Parteiwesens, das bis zu diesem Augenblick als Fremdkörper unabhängig von der Regierung und gegen sie dastand. Allein es kam 1877 nicht dazu und seitdem waren Parlamentarier von jeder verantwortlichen Regierungsarbeit

ausgeschlossen. Auf politische Erziehung hat sich eine deutsche Regierung nie verstanden. Hier wurde das in der Ungunst unsrer mitteleuropäischen Lage begründete Autoritätsbedürfnis verhängnisvoll. Man verzichtete auf Verständnis, eigenes Urteil und innerliche Mitarbeit des Volkes, weil man der ausgezeichneten Durchführung aller Maßnahmen sicher war. Und so wenig das Deutsche Reich es verstanden hat, das Volk zu erziehen — für das Reich — die Schulen blieben humanistisch, die Lehrer fleißig und patriotisch, aber weltfremd und politisch ahnungslos, und die Schlacht bei Marathon ist ihnen immer wichtiger erschienen als der Berliner Kongreß — so wenig erzog es Parteien und Presse, die ihm lediglich als Hindernisse der Autorität lästig waren, ohne daß es die unabsehbaren Möglichkeiten entdeckt hätte, die jedes andere Land längst in vollem Umfang ausnützte. Hätte die Regierung damals vorsichtig begonnen, einzelne begabte Parteileute mit der Führung eines Ministeriums, den politischen Leiter eines großen Blattes mit einer diplomatischen Sendung zu beauftragen, es wäre ein ganz anderer, staatsmännischer, praktischer Ehrgeiz aufgekommen und man wäre in der Kritik sehr vorsichtig geworden, da man in die Lage kommen konnte, es morgen besser machen zu müssen. So aber wurde das Parlament ohne Mitverantwortung eine Nörglerbude, verärgert über das Geschenk der Macht ohne die Erlaubnis zum Gebrauch, von hemmungsloser, zerfressender Kritik als der allein übriggebliebenen Tätigkeit besessen, öde, beschränkt, spießbürgerlich, dünnköpfig, und das Niveau sank seit dem Absterben der ersten Generation immer tiefer. Zwischen den gewaltigen Leistungen der Regierung und einem Volk, das sie weder sah noch in ihrer Höhe zu werten verstand und deshalb nur über die „Lasten“ schimpfte, lagerte sich nun eine immer mehr auf Verneinung gestimmte Schicht, die Spitzenorganisation der Biertische rings im Lande, ohne Verantwortungsgefühl, weil man ihr keine Verantwortung gegeben hatte, über ihre Zustimmung zu Gesetzen von Fall zu Fall mit der Regierung wie mit einer fremden und feindlichen Macht verhandelnd, nicht viel anders, als eine Räuberbande mit Reisenden über das Lösegeld verhandelt, griesgrämig oder schadenfroh und am leichtesten fast durch die Eifersucht einer Partei auf die andere zu gewinnen: das war der innerpolitische, giftige, verdum-

mende Stil, wie er notwendig aus jenem Fehler erwuchs, der bald nach 1877 nicht mehr gutzumachen war.

Diese Parteien waren nichts weniger als Volksteile wie in England; sie waren Schwärme von Parasiten am Körper des Reiches, und das Volk, der deutsche Michel, politisch ohne jede Schulung geblieben, sah belustigt dem Zweikampf zwischen Ministern und Parteiführern zu, mit der durch jenen Mangel an Schulung bedingten Sympathie für grundsätzliche Opposition, ohne zu bemerken, daß es sich um sein eignes Schicksal handle. So erhielt diese Schicht eine Tradition des Verneinens und ein Prinzip der Auslese, das einen immer minderwertigeren Nachwuchs lieferte, und dieser vergiftete nun im Sozialismus die Arbeiterschaft durch das Gerede, daß Klassenkampf wichtiger sei als große Politik, im Liberalismus den Mittelstand mit der Ansicht, daß Wirtschaftspolitik wichtiger sei als diese, im Zentrum die Katholiken mit der Gewöhnung, der großen Politik wie einer fremden Angelegenheit die Mittel nur gegen die Befriedigung von Parteiansprüchen zu bewilligen. In allen Fällen schwand das Verständnis für diese Politik, die einzige, die über das Dasein der Völker entscheidet und die seit dem Berliner Kongreß von 1878 mit wachsender Energie rings um uns betrieben wurde; es schwand im Volke, in den Parteien und endlich in der von Aufgaben ferngehaltenen Presse, die sehr im Gegensatz zur vormärzlichen Zeit mehr und mehr dem Geschmack kleinbürgerlichen Besserwissens diente.

Ein Nachwuchs ist soviel wert wie die höchste erreichbare Macht: das ist das Geheimnis Napoleons von dem Marschallstab im Tornister jedes Soldaten. Da die Laufbahn des Abgeordneten — und des politischen Zeitungsleiters — eine Sackgasse geworden war, so sammelten sich in ihr die kleinen Streber, Nörgler, Kannegießer und Rechthaber, alles was ohne eigne Begabung in der Nähe von deutschem Bier wächst. Persönlichkeiten gingen nicht hinein; sie verschwanden in die Industrie und ins Ausland. Die Politik verkümmerte aus Mangel an Begabungen, denn als Gegenwirkung erreichte diese Parteitätigkeit, daß die Regierung alles Diplomatische mit Betonung als interne Verwaltungsaufgabe und deshalb mehr schematisch als taktisch behandelte. Sie arbeitete allein, und man betrachtete diese Arbeit zuletzt fast als die Privatsache ihrer Ver-

treter. Und infolge davon gab es, da Schule, Parteien und Presse gleichmäßig versagten, in dieser Zeit der herannahenden Entladung überhaupt keine politische Aufklärung mehr. Das deutsche Volk hat vor dem Kriege seine furchtbar gefährdete und vielleicht schon hoffnungslose Lage nicht gekannt; es ahnte sie während des Krieges nicht und es ist heute noch ebensoweit davon entfernt, denn diese drei politischen Erzieher moderner Völker sind, im Gegensatz zu allen anderen Ländern, seitdem noch tiefer gesunken, und zwar die Parteien voran.

Was man heute Nationalismus nennt, ist nichts als das Bewußtsein der führenden Schichten aller Völker für die ungeheuren Gefahren der Weltlage, seit der Krieg alle Verhältnisse aufgelockert hat. Es besteht die Möglichkeit, daß bei den kommenden Entladungen ganze Staaten und Völker verschwinden, wie es mit dem habsburgischen Reich und der russischen Oberschicht schon der Fall war. Die verantwortlichen Kreise aller Völker sind auf dem Posten — nur die Narren, Feiglinge und Verbrecher, die bei uns an deren Stelle stehen, glauben oder geben vor zu glauben, daß der Verzicht auf Weltpolitik vor ihren Folgen schütze.

Diese Parteien hielten auch nach 1914 an der liberalen Alleinschätzung der Wirtschaftspolitik und der sozialistischen des Klassenkampfes fest, und da die Regierung Bethmann-Hollweg, schwach und verständnislos wie sie war und darin ganz der französischen von 1789 gleichend, den Parteiklüngel in seiner schon damals sehr fragwürdigen Zusammensetzung reizte statt ihn zu lenken, was einem Minister englischer Schulung leicht geworden wäre, und ihm gleich darauf durch Schmeicheleien seine Unentbehrlichkeit bewies, so wurden die Fraktionen durch den Begeisterungsturm von 1914 zwar zum Schweigen gebracht, aber nicht überzeugt. Die einen wollten diesen mächtigen Staat schwach sehen, die andern wollten ihn gar nicht. „Deutschland soll, das ist unser fester Wille, seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letzte Mal siegreich heimgebracht zu haben“;¹ das war das geheime Ziel der grundsätzlichen Opposition, und als die politisch unerzogene und über die Gefahr getäuschte Masse die Dauer des Krieges mit Angst und Verstimmung zu empfinden begann, gingen sie ans Werk. Der

¹ „Vorwärts“ vom 20. Okt. 1918.

Sturz des Staates in der nebensächlichen Person Bethmanns war der erste, der Stoß in den Rücken der Armee der zweite Schritt. Und hier offenbarte sich nun, was für ein Material die Regierung in den Parteien herangezüchtet hatte. Während man den Feinden die ganze Schwäche der Lage offenbarte, durch das beklommene oder ideologische Friedensgeschwätz in Parlament und Presse und die Erhebung des Ministerstürzens zum täglichen Sport, und während man aus dem Staatsbau einen Block nach dem andern herausbrach und das letzte Unglück wie eine düstere Wolke sich immer schwerer über Deutschland senkte, beginnt das Vollstopfen der hohen Ämter und der oft genug zu diesem Zweck gegründeten Kriegsgesellschaften mit Parteifreunden und Vertrauenspersonen, die man vom Frontdienst befreit oder mit einträglichen Lieferungen versieht; die Außenpolitik wird eine nicht weniger einträgliche Unternehmung von Privatpersonen auf eigene Faust, wie die Vorgeschichte der östlichen Friedensschlüsse eines Tages lehren wird, und je weiter die Macht des Parteiklüngels wuchs, seit er jede Regierung kommandieren und jeden Posten vergeben konnte, desto mehr schwoll der Anhang zweifelhaftester Elemente, die politischen Einfluß oder auch gleich das Geschäft selbst haben wollten.

Darüber brach das Volk seelisch zusammen, der Staat löste sich von oben herab auf, das Heer verlor den sittlichen Halt, was am 8. August 1918 bei Cambrai zum ersten Mal erschreckend zutage trat, und es erfolgte der in der Geschichte bis dahin unerhörte Schritt von ehrfurchtgebietender Größe in allem, was Geist, Leistung, Höhe des Willens und Fühlens betraf, zum Gemeinen und Gemeinsten — und über den Trümmern der deutschen Weltmacht, über zwei Millionen Leichen umsonst gefallener Helden, über dem in Elend und Seelenqual vergehenden Volke wird nun in Weimar mit lächelndem Behagen die Diktatur des Parteiklüngels aufgerichtet, derselben Gemeinschaft beschränktester und schmutzigster Interessen, welche seit 1917 unsere Stellung untergraben und jede Art von Verrat begangen hatte, vom Sturz fähiger Leute ihrer Leistungen wegen bis zu eignen Leistungen im Einverständnis mit Northcliffe, mit Trotzki, selbst mit Clémenceau. Es war die letzte Wiederholung des Reichstagsbeschlusses vom 23. März 1895, dem Gründer des Reiches den Glückwunsch zu versagen. Diese

Genossenschaft, die 1919 nicht gewählt wurde, sondern sich wählen ließ, war in nichts verschieden von den Bolschewisten in Moskau, wenn nicht in der Erbärmlichkeit des Wollens und Handelns: ebensowenig zahlreich, ebenso entschlossen obenauf zu bleiben, ebensowenig geneigt irgend etwas wieder aus den Händen zu lassen; aber dort, um ein trotz allem groß gedachtes Weltziel zu erreichen und mit furchtbarer Energie durch Ströme von Blut ihm entgegen zu waten; hier, um die Erbschaft in Sicherheit zu bringen und dafür dem Feinde jede Erlaubnis um jeden Preis abzukaufen. Nachdem sich die Helden der Koalition vor dem Einsturz in alle Winkel geflüchtet hatten, kamen sie mit plötzlichem Eifer wieder hervor, als sie die Spartakisten allein über der Beute sahen. Aus der Angst um den Beuteanteil entstand auf den großherzoglichen Samtsesseln und in den Kneipen von Weimar die deutsche Republik, keine Staatsform, sondern eine Firma. In ihren Satzungen ist nicht vom Volk die Rede, sondern von Parteien; nicht von Macht, von Ehre und Größe, sondern von Parteien. Wir haben kein Vaterland mehr, sondern Parteien; keine Rechte, sondern Parteien; kein Ziel, keine Zukunft mehr, sondern Interessen von Parteien. Und diese Parteien — noch einmal: keine Volksteile, sondern Erwerbsgesellschaften mit einem bezahlten Beamtenapparat, die sich zu amerikanischen Parteien verhielten wie ein Trödelgeschäft zu einem Warenhaus — entschlossen sich dem Feinde alles was er wünschte auszuliefern, jede Forderung zu unterschreiben, den Mut zu immer weitergehenden Ansprüchen in ihm aufzuwecken, nur um im Innern ihren eigenen Zielen nachgehen zu können. Sie waren entschlossen, jeden Grundsatz, jede Idee, jeden Paragraphen der eben beschworenen Verfassung für ein Linsengericht von Ministersitzen preiszugeben. Sie hatten diese Verfassung für sich und ihre Gefolgschaft gemacht, nicht für die Nation, und sie begannen vom Waffenstillstand bis zur Ruhrkapitulation eine schmachvolle Wirtschaft mit allem, woraus Vorteil zu ziehen war, mit den Trümmern des Staates, mit den Resten unseres Wohlstandes, mit unserer Ehre, unserer Seele, unserer Willenskraft. In Weimar betranken sich die bekanntesten Helden dieses Possenspiels an dem Tage, wo in Versailles unterzeichnet wurde, und es geschah nicht viel später, daß mit großen Ämtern ausgestattete Füh-

rer des Proletariats sich in einer Berliner Schiebervilla mit Nackt-
tänzerinnen betranken, während Arbeiterdeputationen vor der Tür
warteten. Das ist kein Zwischenfall, sondern ein Symbol. So
ist der deutsche Parlamentarismus. Seit fünf Jahren keine Tat,
kein Entschluß, kein Gedanke, nicht einmal eine Haltung, aber in-
zwischen bekamen diese Proletarier Landsitze und reiche Schwie-
gersöhne, und bürgerliche Hungerleider mit geschäftlicher Be-
gabung wurden plötzlich stumm, wenn im Fraktionszimmer hinter
einem eben bekämpften Gesetzantrag der Schatten eines Konzerns
sichtbar wurde. Was unbeteiligt blieb, oft ohne den Sinn der Vor-
gänge ringsumher überhaupt zu ahnen, war durch seine völlige
Belanglosigkeit ohnehin dazu verurteilt.

Es ist vollkommen richtig, daß die alt und satt gewordene Demo-
kratie auf der ganzen Welt diese Bahnen geht. Der amerikanische
Ölskandal hat die Kriegsgeschäfte beider Parteien beleuchtet, und
von Frankreich wissen wir nun, wie man durch den Wiederaufbau
nicht zerstörter Gebiete und die nationale Leidenschaft der Presse
zu einem Vermögen kommen kann, ohne ein Betriebskapital, es
sei denn die Freundschaft mit einem Minister.

Der politische Einfluß der führenden deutschen Wirtschaft (außer
der östlichen Landwirtschaft) wurde vor dem Kriege bei weitem
überschätzt. Selbst in sehr ernsten Lagen war ihre Rolle beraten-
der Natur und oft nicht einmal das. Maßgebend war letzten Endes
immer der eifersüchtig gewahrte Einfluß der hohen Verwaltung
auf politische Entschlüsse. Vor allem die Großindustrie besaß
weder politischen Horizont noch Energie noch Folgerichtigkeit, sehr
im Gegensatz zur englischen, die von jeher infolge einer alten
Tradition in ständiger Berührung und im Einvernehmen mit der
hohen Politik lebte. Nach dem Zusammenbruch traten diese Kreise
als Mächte hervor, nicht durch eigenen Entschluß, sondern weil die
politische Macht plötzlich nicht mehr da war, aber sie sind damit
politisch weder aktiver noch weitsichtiger geworden. Das gilt von
der großen Industrie und der Landwirtschaft, also von der an den
Ort gebundenen nationalen Arbeit. Die nichtproduktive
Wirtschaft, von der eigentlichen Hochfinanz bis zu den Konzernen
mit Halb- und Scheinindustrie, bei denen das Handelsgeschäft,
unter Umständen die bloße Valutaspekulation, durch Beteiligung

an der Produktion nur verdeckt wurde, begriff dagegen sehr bald die Vorteile der neuen Lage. Seit die Politik ein Geschäft geworden war, bekamen die Geschäfte politische Bedeutung. Und während in Frankreich der Schwerpunkt wirtschaftlichen Einflusses auf die große Politik sich deutlich von der reinen Hochfinanz zur Schwerindustrie verlagerte, ging er in Deutschland in ganz anderem Tempo von der ostdeutschen Landwirtschaft zur Finanzwelt hinüber. Diese Kreise traten in engste Verbindung mit dem Teil des regierenden Parteiklüngels, der ihren Überlegungen zu folgen vermochte, und sie haben es ausgezeichnet verstanden, durch ihre Trabanten in den Parteien und der demokratischen Presse diese Interessengemeinschaft durch die der öffentlichen Meinung eingepflanzte Legende zu decken, daß im Gegenteil Industrie und Landwirtschaft einen beständigen Druck auf die Regierung ausübten. Die Folgen traten in der gesamten Wirtschafts- und Steuerpolitik immer ernster hervor; der Ertrag des unbeweglichen Teils des deutschen Volksvermögens wurde langsam geopfert, um den Fortbestand der Erträge aus den beweglichen und nicht an die Landesgrenzen gebundenen Vermögen zu sichern.

Revolutionäre Parlamente sind praktisch wenig wert: Viel spießbürgerliche Gesinnungstüchtigkeit, wenig Blick für Tatsachen und gar keine Erfahrung. Der Minister Roland sagte 1791 von der neuen gesetzgebenden Versammlung in Paris: „Was mich am meisten überrascht, ist die allgemeine Mittelmäßigkeit. Sie übersteigt alles, was die Einbildung sich vorstellen kann.“ Das deutsche Abgeordnetenmaterial war schon vor dem Kriege weniger als mittelmäßig, da es keine wirkliche Aufgabe vorfand, aber es war bei aller Urteilslosigkeit ehrlich. Jetzt waren die Aufgaben da, aber sie bestanden, wie es zum innersten Wesen der Erbschaft des Zusammenbruchs gehört, in privaten Vorteilen, angefangen von dem Besitz einer Bahnfreikarte, die in den Zeiten der Markentwertung die schönsten geschäftlichen Beziehungen erschloß, bis hinauf zum Ministersessel, und diese Aussichten zogen ganz andere Geister an. „Die Politik ist die Fortsetzung der Privatgeschäfte mit anderen Mitteln“ sollte als Wahlspruch über dieser Demokratie allerneuesten Gepräges stehen. Wenn selbst diesen Geschäften die Größe fehlte — Ausnahmen wie billig abgerechnet —, so hat der gute Wille doch nie gefehlt.

Während man in der ganzen Welt daran ging zu sparen, Schulden abzutragen, die Wirtschaft wieder aufzubauen, die marxistische Mode der letzten Kriegsjahre zurückzudrängen, die nichts war als der Versuch, ganze Völker und Staaten zu Objekten der Ausbeutung durch eine einzelne Klasse oder vielmehr deren selbsternannte Vertreter zu machen, begann die Ausbeutung Deutschlands durch die Gewerkschaft seiner sich selbst bezahlenden Befreier. Tausende von Posten wurden geschaffen bis in die Dörfer hinein, Ministerien gegründet, Ausschüsse niedergesetzt; die Zwangswirtschaft wird aufrechterhalten, alles der bezahlten Stellen wegen; die Verstaatlichung von Privatbetrieben eingeleitet, der neuen Stellen wegen. Mochte aus den Überschüssen dieser Betriebe sofort ein Defizit werden, das Prinzip wurde hochgehalten, und dieses Prinzip hieß Versorgung. Ministerpensionen blühten zu Hunderten in der Maissonne des republikanischen Deutschland auf und hinter dem Ministertanz erblickte man die offenen Mäuler und gierigen Augen von tausend Partei- und Gewerkschaftssekretären, Parteijournalisten, Vettern, Geschäftsfreunden, die noch nicht daran gekommen waren und für die immer neue Ausschüsse gebildet und neue Verordnungen durchgeführt werden mußten. 1922 erhielt ein Gewerkschaftsbeamter eines der höchsten Verwaltungsämter in Preußen mit der Begründung, daß er der letzte seiner Altersklasse sei, der noch keinen Auftrag erhalten habe. Die Außenpolitik empfand man mehr und mehr als Störung dieses rühmlichen Betriebes, und man wird einst wissen, daß unter dem Namen Erfüllungspolitik dem Feind ein Fetzen Deutschlands nach dem andern hingeworfen wurde, damit man endlich im Innern seinen Zielen wieder nachgehen könne, unterstützt oder auch geleitet von einer in Deutschland aufblühenden Franzosenpresse und von Zeit zu Zeit erschreckt durch den von Frankreich finanzierten Kommunismus.

Die Ministersitze wurden bei den ewig wechselnden Koalitionen als Beute ausgeteilt, ohne Rücksicht auf Eignung, Arbeitswillen oder Arbeitskraft. Die großen Ämter zerfielen, ohne sachverständige Leitung, sich selbst überlassen, überfüllt, durch Parteikreaturen verseucht; die einst berühmte Verwaltung hielt sich kaum von Tag zu Tag. Die Gesetze, die von der alten Regierung stets musterhaft vorbereitet waren, wurden als Rohmaterial eingebracht, um im

Verlauf der Sitzung einigermaßen in Form geschwätzt zu werden, während man die Herstellung ihrer Brauchbarkeit den künftigen Ausführungsbestimmungen überließ.

Alles das unternahm die Koalition von 1917 zunächst allein. Dann aber kam ein Augenblick, für dessen Würdigung es einem verhungerten Volk an Humor fehlt. Ein Jahr lang hatte die unter der Firma des Wiederaufbaus gegründete deutsche Volkspartei zugesehen; das Wasser lief ihr im Munde zusammen, dann hielt sie sich nicht mehr. Wir erlebten, daß Judas sich mit den übrigen Aposteln in die dreißig Silberlinge teilen mußte. Und von da an war für ein paar Ministersitze jede Verständigung zu haben, zwischen den Anstiftern und den Nutznießern des Zusammenbruchs, bis zu der glorreichen Erklärung, welche diese Partei eines Tages im Reichstag abgab: sie müsse bei dem vorliegenden Gesetz den Sozialisten gegenüber die entgegengesetzte Auffassung vertreten wie gleichzeitig im preußischen Landtag, weil die Koalition dort eine andere sei. Marxismus und Monarchie waren — wie sagt man doch? — ohne Börsennotiz, um den neuen Trust nicht zu belasten, und seitdem gab es keine Hemmung mehr. Der demokratischen Presse war man sicher (zum Teil war es wohl auch umgekehrt), des feindlichen Auslandes auch, insofern man entschlossen war, etwaige Reste von nationalem Stolz und Recht wie etwa im Falle der Schuldfrage nur in unverbindlichen Privatunterhaltungen — der Wähler wegen — zu vertreten. Es gab von nun an kein Gesetz mehr, das die Urheber nicht selbst mit Füßen getreten hätten wie das über die Präsidentenwahl; keinen Tadel, den sie nicht lächelnd ertrugen; es gibt keinen Schmutz, keine Feigheit, keine Lüge, die nicht alltäglich geworden wären. Und als die Entrüstung und das Gelächter im Lande die Furcht heraufbeschwor, daß man dort eines Tages nicht mehr an sich halten werde, schufen sie das Schutzgesetz, das Gesetz zum Schutze dieser Firma, und dessen Annahme wurde durch die Drohung mit der Reichstagsauflösung mühelos erzielt, die den Abgeordneten ihre Diäten gekostet hätte.

Auf den Straßen der deutschen Städte drängte sich das nackte Elend. Die Menschen trotteten von Geschäft zu Geschäft, zerlumpt, stumpf, freudlos, die Blicke auf nichts als auf die fort-

gesetzt wachsenden Preisziffern gerichtet; vor den Milchläden bildeten sich in Kälte und Regen die Polonaisen aus der Kriegszeit. Die Kinder, soweit sie geboren wurden und nicht bald starben, blieben klein, jammervoll, ein erschreckender Ausblick auf die Zukunft unserer Rasse. Zu Krüppeln geschossene Offiziere dienten als Hausdiener in Gasthöfen, Studenten fegten die Straße, Leute, die in harter Lebensarbeit wohlhabend geworden waren, trugen von Almosenstellen ein Brot nach Hause. Aber im Reichstag ging indessen eine andere Polonaise an der Präsenzliste vorüber, wo man durch Eintrag den Anspruch auf Diäten erhielt, um dann wieder seinen Geschäften nachzugehen, und diese Diäten blieben nicht hinter der Mark zurück. Es wurde immer wieder dafür plädiert, sie auch außerhalb der Session zu zahlen und es geschah nichts, als eines Tages ein Abgeordneter den Namen für seinen Kollegen eintrug — aber als in einem fremden Lande ein fremdes Volk den für seine Befreiung gefallenen deutschen Helden ein Denkmal errichtete, erschien ein Vertreter Deutschlands, um die mit einem Kranz erschienenen deutschen Studenten zur Umkehr zu bewegen, und als in Leipzig die Verhandlungen gegen die sogenannten Kriegsverbrecher fortgesetzt werden sollten, erfolgte eine amtliche Anfrage, ob man denn auch mit Verurteilungen rechnen dürfe. Und als endlich das durch die Städte schleichende Hungersterben, das nicht mehr zu ertragende leibliche und seelische Leid in der Zeit wahnsinnigster Geldentwertung ein dumpfes Grollen entstehen ließ, da war es nicht die Scham, nicht ein Rest von Ehrgefühl, sondern nur die Angst dieser Piraten des Parlamentarismus, welche ihnen eine Art Zurückhaltung und das Zurschaustellen eines plötzlich erwachenden Gefühls der Verantwortung nahelegte. Zuerst die Angst um die innerpolitischen Folgen des Marksturzes, dann die Angst für den „Rentenmarkfrieden“, der das gequälte Volk bis auf weiteres harmlos erscheinen ließ. Aber ich sehe in den Wortführern dieses Systems einen letzten Wunsch heimlich aufdämmern, schurkischer als alle, die voraufgegangen sind: den Wunsch, sich den Folgen einer Umstimmung des Volkes endgültig dadurch zu entziehen, daß man bei der Verwandlung Deutschlands in eine Reparationskolonie, in ein europäisches Indien — ein Plan, der überhaupt erst durch die Erfüllungspoli-

tik bis zu seiner heutigen Selbstverständlichkeit getrieben werden konnte — sich als Vollzugsorgan von den Gegnern legitimieren und seine Stellung damit von jeder inneren Krise unabhängig machen läßt.

Angesichts dieser fünfjährigen Orgie von Unfähigkeit, Feigheit und Gemeinheit kann man nur in bitterer Sorge auf die nationale Rechte sehen, die sich heute als Vergelterin und Treuhänderin der Zukunft zur Übernahme der Geschäfte rüstet. Sie hat alles, was zum Begriff eines Ehrenmannes gehört, viel selbstlose Unterordnung, viel Opferbereitschaft, private Sauberkeit, Treue, aber sie besitzt nichts an staatsmännischen Fähigkeiten, wie sie in Deutschland nie etwas davon besessen hat, und sie ist heute zur Führung der Staatsgeschäfte genau so wenig reif wie damals, als sie Bismarck 1872 den Krieg erklärte.

Es ist ein folgenschwerer Irrtum konservativer Kreise gerade in revolutionären Zeiten, daß Ehrlichkeit, tadellose Gesinnung und Wärme des Gefühls einen Mangel an Intelligenz aufwiegen könnten. Oder richtiger, man begreift gerade infolge dieses Mangels die taktische Überlegenheit der Gegenseite nicht, die immer einer eingewurzelten Tradition — oder ererbten Vorurteilen — die klügeren Köpfe entgegenstellt. Man verfolge in den letzten Jahren Mirabeaus das verzweifelte Ringen mit dem Hofe, um diesem in Gestalt fähiger Männer die Entschlossenheit und Einsicht aufzudrängen, deren Mangel er gar nicht empfand. Aber das Ziel der Politik ist doch der Erfolg, nur der Erfolg, der nicht durch den guten Willen, sondern eine wenn auch noch so unbedenkliche Begabung verbürgt wird. Das Schauspiel nicht nur in Deutschland, sondern in allen späten und reifen Kulturen der Welt ist immer das gleiche: links die größere Intelligenz, aus Mangel an geschäftlicher Tradition oft unsicher; rechts „Gesinnung“, auch amtliche und diplomatische Erfahrung, aber durch den Mangel an Intelligenz zum Mißerfolg verurteilt. Auf beiden Seiten ist man schließlich auf den Glücksfall angewiesen, daß Männer von überlegenem Instinkt und großer Energie wie Cromwell oder Napoleon die Sache in die Hand nehmen, wobei man wieder links in der Regel die willigere und verständnisvollere Gefolgschaft findet. Nur in England sind die Konservativen den Liberalen auch an Intelligenz zum

mindesten gewachsen; das ist das Ergebnis einer unvergleichlichen geschichtlichen und gesellschaftlichen Erziehung glücklicher Anlagen und zwar durch die Gewöhnung an eine geschäftliche Tätigkeit großen Stils. Der Handel steht in seinen geistigen Methoden der Diplomatie nun einmal näher als Industrie und Landwirtschaft mit ihrer größeren Verwandtschaft zu Verwaltung und Organisation. Wenn wir nicht über den Horizont von Fontanes „Stechlin“ hinauskommen, was die beschränkte Abneigung konservativer Kreise gegen die Geschäftswelt überhaupt zu fürchten allen Anlaß gibt, werden wir demnächst nichts als eine nationale Episode in der Schandgeschichte der deutschen Revolution erleben, und die Folgen davon hat sich offenbar noch niemand klar gemacht.

Ich schrieb 1919 in „Preußentum und Sozialismus“, daß wir infolge unserer mißglückten Revolution eine Direktorialzeit vor dem Thermidor durchleben. Das dauert nun vier Jahre, und in der Unterbrechung mit unzulänglichen Mitteln liegt heute die Gefahr der inneren Lage. Was man allgemein zu wenig kennt, sowohl die Tatsachen als vor allem die seelischen Gründe, ist aber eben diese Direktorialzeit, die zweite Schreckenszeit der französischen Revolution, deren Einzelheiten gemeiner, trostloser, furchtbarer sind als die der ersten, weil ihnen jede Spur von Größe fehlt; sie besaß keinen Glauben an Ideen, Ziele, Einrichtungen, keine Persönlichkeit, keine Tat, nicht einmal die Zuversicht auf die Dauer der eigenen Herrschaft. Es handelt sich in ihr um die Rettung nicht der Revolution, sondern der Revolutionäre, wie Sieyès 1795 sagte. Wir pflegen die Ereignisse so zu sehen: 1789 der Bastillesturm, dann der Königsmord, die Schreckenszeit, dann Robespierre, dann Napoleon. Aber Robespierre verschwand im Sommer 1794 und Napoleon kam im Herbst 1799: dazwischen liegen fünf grauenvolle Jahre, um die sich heute niemand kümmert, weil sie dem Historiker nichts Versöhnliches bieten, keinen Mann, keine Schöpfung, kein Ereignis — denn die Feldzüge Napoleons in Italien und Ägypten haben mit der Lage in Frankreich gar nichts zu tun — nur Unfähigkeit und Schmutz. Aber sie waren da, und daß dies möglich war, ist ein Problem, das uns mit Rücksicht auf unsere eigne nächste Zukunft sehr ernst beschäftigen sollte. Wie kam es zu diesem Rückfall in die Schreckenszeit? Nach der Hinrichtung

Robespierres schien es keinen Halt in der Beseitigung seines Systems mehr zu geben. Der Jacobinerklub wurde geschlossen, seine Anhänger verschwanden allenthalben aus der Öffentlichkeit. Anfang Juni 1795 rechnete man in Paris täglich mit der Ausrufung des Königtums, die nur dadurch aufgehalten wurde, daß der junge Prinz in diesem Augenblick im Temple starb. Es erscheint die *jeunesse dorée*, entschlossene junge Leute, die von den Jacobinern genug hatten und mit Fäusten und Stöcken, unbekümmert um die schweren Fragen der Politik, Verwaltung und Wirtschaft, die neue Epoche einleiten wollten. Nun, die Völkischen sind die *jeunesse dorée* von heute, aus derselben Ursache hervorgegangen, von demselben Geist getragen. Sie haben die gleiche leicht entzündliche Begeisterung, den gleichen Tatendrang, dieselbe Ehrlichkeit und dieselbe Beschränktheit. Weder die einen noch die andern ahnten etwas von der Schwere staatsmännischer Aufgaben in einem durch und durch verwüsteten Lande; sie sahen auf kühle Erwägungen verächtlich herab und sie hatten wenig Lust, sich ernsthaft um prosaische Einzelheiten der Währung, der Arbeitslage, der Verwaltung, der Finanzen und auswärtigen Beziehungen zu kümmern. Es war genug, wenn die Jacobiner ihre Stöcke auf den Rücken fühlten. Die kurze Geschichte dieser Bewegung ist noch nicht geschrieben, aber der Mangel an Verständnis war damals der gleiche wie heute, wo er Realpolitik auf Rassegefühle aufbauen möchte. Diese Gefühle mögen noch so allverbreitet, tief und natürlich sein, sie sind keine Unterlage für große Politik, mit der ein Land regiert oder gerettet werden soll. Jede Staatskunst und jeder gesunde Volksinstinkt nimmt Begabungen, wo er sie findet, die Franzosen in Napoleon einen Italiener, die englischen Konservativen in Disraeli einen Juden, der russische Adel und Klerus in Katharina II. eine Deutsche. Und in keinem politisch erzogenen Volk der Welt geht man davon aus, obwohl die Engländer und Amerikaner in Rassefragen sicher leidenschaftlicher fühlen als die meisten Deutschen. Dies und die kindlichen wirtschaftlichen Ansichten und Utopien sind so verzweifelt deutsch im übelsten Sinne, so michelhaft und provinzial, und schneiden die völkische Bewegung und damit die in ihr ruhende gewaltige Stoßkraft so vollkommen von allem ab, was durch Begabung, Erfahrung, Macht und Beziehungen po-

litisch und wirtschaftlich ernst zu nehmen ist, daß diese Bewegung bestimmt zu seinscheint, den Boden aufzuwühlen, aber nur um einer gefährlichen Gegenströmung Platz zu machen.¹ Man wird sagen, daß sie wenigstens als Pflugschar einer größeren Zukunft zählt, aber die jeunesse dorée hat nicht einmal das geleistet. Sie hat das Jacobinerium noch einmal lebensfähig gemacht und sonst nichts. Die Revolution ist erst durch Napoleon endgültig überwunden worden.

Die Weltwirtschaft hat ihre Formen und Mittel, als Ergebnis ihrer Entwicklung, und Deutschland ist gezwungen, in ihrem Rahmen zu arbeiten oder überhaupt nicht zu arbeiten. In Rußland hat der Versuch, sich über diese Tatsache hinwegzusetzen, dreißig Millionen Menschen das Leben gekostet mit dem Erfolg, daß man nun wieder den Weg rückwärts sucht, um wenigstens das Dasein von Wilden führen zu können. Aber Rußland versorgt sich selbst. In Deutschland, das auf Import, Export und Kredit angewiesen ist, würde der geringste Versuch, die bestehenden Formen der Kreditverzinsung zu erschüttern oder die bestehenden Finanzmächte nicht als Mächte zu behandeln, zu einer Katastrophe führen, die uns in einigen Wochen in dieselbe Lage bringt. Es kommt in der Wirtschaft, worüber sich selbst Kenner manchmal täuschen, viel weniger auf die „Richtigkeit“ von Ansichten und die Vorzüge neuer Methoden an als auf das, was die führenden Wirtschaftsgrößen der Welt als ihre Methode anwenden wollen. Die bessere Einsicht von Theoretikern spielt gar keine Rolle, und ebenso kommt es in der hohen Politik nicht auf Langschädel an, sondern auf das, was darin ist. Auf das Treiben der jeunesse dorée, das niemand ein Gefühl der Sicherheit geben konnte, und auf den unter völliger Verken- nung der Lage versuchten Putsch der Königlichen vom Vendémiaire 1795, den der Konvent in plötzlicher Angst durch Bonaparte zu-

¹ Und, nebenbei gesagt, wie klein, flach, beschränkt und unwürdig steht neben dem englischen Satz: „Right or wrong, my country!“ der deutsche: „Juden hinaus!“, eine bloße Negation unter völliger Verken- nung der Tatsache, daß die gefährlichsten anti-deutschen Züge, der Hang zu internationaler und pazifistischer Schwärmerei, der Haß gegen Autorität und Machterfolge tief gerade im deutschen Wesen begründet sind. Angehörige der eignen Rasse sind immer gefährlicher als die einer fremden, die schon als Minderheit die Anpassung vorziehen muß, wenn man sie ernsthaft vor die Wahl stellt. Der englische Instinkt tut das, und mit großem Erfolge: jeder Fremde wird als Engländer anerkannt, wenn er und so lange er sich für die Größe Englands mit seinen Talenten, Mitteln und Beziehungen einsetzt.

sammenschießen ließ, erhielten die Jacobiner unerwartete Aussichten; man schätzte ihre politische Erfahrung immerhin noch etwas höher ein und sie machten von dieser Ansicht Gebrauch. Alle Ämter bis zu den Konsulaten im Ausland und den Ortsverwaltungen herab wurden wieder mit ihrem Anhang besetzt. Außer den Emigranten wurde nun deren ganze Verwandtschaft bis zum dritten Grade von allen Ämtern und selbst den Gerichten ausgeschlossen. Die Wahlen von 1797 nahmen den Jacobinern trotzdem das Gefühl der Sicherheit, und ebenso der neuen Finanzwelt, die ihre Vermögen aus dem Blut der Guillotine gefischt hatte. Durch den Staatsstreich vom Fruktidor des Jahres, zu dem Bonaparte wieder die Truppen stellte, um sein Kommando nicht zu verlieren, wurden die Wahlen der Gegner kassiert, mehrere hundert Abgeordnete, Journalisten, Beamte, sogar zwei von den fünf Direktoren verhaftet und nach Cayenne deportiert, die Zeitungen der Rechten unterdrückt, der Jacobinerklub wieder ins Leben gerufen, und nun erfolgt ein Blutregiment, das cynisch war, weil ihm jeder Glaube an die vertretenen Ideen fehlte. Die erste und sehr bezeichnende Maßregel war, daß man die Untersuchung gegen die Lieferanten der Jourdanischen Armee wegen Unterschlagung einstellte. Die Emigrantenlisten wurden wieder hervorgesucht und jeder Zurückgekehrte zum Tode verurteilt. Es wurde ausdrücklich verboten, die Listen zu prüfen, obwohl jeder wußte, daß Unzählige, die ruhig im Lande geblieben waren, oft ohne es zu ahnen von persönlichen und politischen Feinden darauf gesetzt waren. Sie wurden zu Hunderten erschossen; die Güter fielen in die Hände der Jacobiner und ihrer Freunde; dem Adel wurde in aller Form das Bürgerrecht entzogen; erst jetzt und nicht 1793 brach er innerlich zusammen. Tausende von zurückgekehrten Priestern wurden eingesperrt, deportiert oder hingerichtet. Die „terroristische Reaktion“ (Taine) erließ ein Geiselschutzgesetz, wonach für jede Handlung gegen einen Jacobiner vier Personen mit ihrem Leben zu haften hatten. Ein Staatsstreich folgte dem andern; infolgedessen waren die Wahlen von 1798 fast, die von 1799 ganz radikal; erst diese Zeit (1796) brachte den großen Assignatensturz und eine kaum glaubliche Korruption. Damals haben die Direktoren — liegen uns solche Möglichkeiten wirklich so fern? — für eine geheime Zahlung von zwei Millionen Pfund Eng-

land den Frieden und die Abtretung von Ceylon und dem Kapland angeboten¹: das ist das Erbe der *jeunesse dorée*.

Nicht von Rechten oder Verfassungen, nicht von Idealen und Programmen, nicht einmal von sittlichen Grundsätzen oder Rasse-trieben hängt das Schicksal eines Volkes ab, sondern zunächst und vor allem von den Fähigkeiten der regierenden Minderheit. Wir müssen solche Fähigkeiten züchten oder zugrunde gehen, und wir brauchen politische Formen, die züchtend wirken, so wie der Generalstab des alten Heeres Feldherrn und der römische Senat Staatsmänner gezüchtet hat. Alles andere ist vorhanden oder Nebensache. Die Kunst des Regierens ist nicht das erste, sondern das einzige Problem der großen Politik. Alles andere folgt aus ihr. Diese Kunst hat die Weltgeschichte gemacht. Sie hat winzige Völker auf die Höhe der Entscheidungen gehoben und große vernichtet. Ein Prinzip zu haben, unter dessen Wirkung die gebornen Führer dorthin kommen, wo man sie braucht; eine politische Erziehung, welche die zugehörigen Anlagen weckt, schult, heraustreibt, die entgegengesetzten niederhält; eine Tradition herausbilden, welche alles dieses fast unbemerkt und in Vollendung leistet — das ist der Sinn jeder Verfassung, in der sich ein Volk befindet, ob sie nun von einem Herrscher gegeben oder von einer Versammlung beschlossen ist, ob sie in Paragraphen oder Gewohnheiten besteht. „Rechte des Volkes“ sind lächerlich, solange man darunter die Freiheit versteht, sich von Parteien verderben zu lassen. Es gibt nur ein Volksrecht: das auf die Leistungen derer, welche regieren. Wenn in der großen Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die „Fürstenfreiheit“ durch Völkerfreiheit ersetzt werden sollte, so konnte ein Sinn nur dann darin liegen, wenn die Auslese der Regierenden besser, deren Methoden erfolgreicher, ihre Leistungen größer wurden. Die Probe hatte das vorige Jahrhundert zu liefern und es hat das Urteil über die demokratische Methode gefällt. Die Wende zum 20. Jahrhundert ist bezeichnet durch die notgedrungene, für den Fortbestand der großen Nationen nicht mehr aufschiebbare Überwindung der europäisch-amerikanischen Demokratie oder vielmehr dessen, was sie als Verwirklichung ihrer Idee hervorgebracht hat: Herrschaft der Hochfinanz, Nepotenwirtschaft der Parteien statt Souveränität

¹ Pitt konnte nicht darauf eingehen, weil der Geheimfonds zu klein war.

der Völker, deren Entmündigung durch Wahlorganisation und Presse, eine Entwicklung, die nur dort nicht zum Unsinn führte, wo eine alte Aristokratie unter Benutzung der neuen Formen im Amte blieb wie in England. Das englische Unterhaus war das einzige Parlament der Welt, wo es etwas zu lernen gab, aber gerade das läßt sich nicht nachahmen. Uns Deutschen haben hundert Jahre gefehlt, uns in diesen Formen bewegen zu lernen, als sie zeitgemäß waren. Jetzt ist es zu spät. Wir bringen es nur noch zur Karikatur des Parlamentarismus und ohne den geringsten Zweck. Wir sind durch unsere ganze Vergangenheit, durch unsere Rasse und unsere Lage ein monarchisches Volk, das heißt auf eine Regierung angewiesen, die wir mit Vertrauen und Vollmacht schalten lassen, möge der Regent nun Kaiser oder Kanzler heißen, so wie die Engländer geborne Republikaner sind seit der Diktatur ihres Normannenadels, mögen sie den Bau ihrer Gesellschaft mit einer königlichen Spitze verzieren oder nicht.

Das parlamentarische Zeitalter ist unwiderruflich zu Ende. Seine Formen leisten nichts mehr, sie belasten uns nur. Das 19. Jahrhundert war ein Zwischenspiel mit einer zufälligen und schlechten Auslese vielköpfiger Regentschaften zwischen zwei Perioden persönlicher Führung des Regiments. In den großen Ländern weiß das jeder Urteilsfähige, der seine Erfahrungen in der Nähe der Entscheidungen sammelt, auch wenn er darüber schweigt. Wer auf der Höhe seiner Zeit steht, mußte 1830 Demokrat sein und 1930 das Gegenteil davon, wie er 1730 Absolutist sein mußte und 1830 nicht. Italien ist in dieser Entwicklung durch die Tat vorangegangen. Es ist heute preußischer als Preußen und denkt nicht mehr an Umkehr. In Frankreich ist die Ausschaltung der Kammer durch eine vom Heer gestützte Diktatur nur eine Frage der Zeit. In England wird die Tragikomödie der Arbeiterregierung, ebenso kurz als belastend, dem parlamentarischen guten Willen der Labour party ein gründliches Ende machen, sie in Zukunft auf außerparlamentarische Mittel, mit dem Generalstreik beginnend, verweisen und den Konservativen damit den Weg zum Bruch mit den Traditionen des Unterhauses und zur unumschränkten Herrschaft einzelner Führer bahnen. Ein altes Beispiel ist die antidemokratische Diktatur Pitts mit liberaler Unterstützung, als die französische Revo-

lution nach England überzugreifen drohte. In Amerika beginnen neben den alten Parteimaschinen starke Bewegungen wie die der Farmer, welche die politische Tradition brechen und damit die Möglichkeit von Kämpfen wie 1861 auftauchen lassen, wo ein zweiter Präsident für seine Sache die Entscheidung der Waffen anruft. Aus den Schranken der alten Amtsgewalt war Wilson längst herausgetreten.

Deutschland ist an staatsmännischen und organisatorischen Begabungen wahrscheinlich reicher als irgendein Land der Welt. Wo die Probe darauf gemacht wurde wie in der Ausbildung des Priesterstandes durch die Kirche, des Offizierkorps durch den Generalstab, des deutschen Kaufmanns und Technikers durch hanseatischen Handel und rheinische Industrie, da war das Ergebnis immer dem entsprechenden im Ausland überlegen. Aber auf politischem Gebiet war es bis jetzt ein Verhängnis, daß die einen ihre Kräfte nicht kennen, die andern sich angeekelt zurückhalten, die dritten vom Parteiklüngel vorzeitig verbraucht werden. Wir haben keine gewachsenen Formen der politischen Auslese und Erziehung. Wir haben keinen Klub wie in England, keinen Salon wie in Frankreich, wo Begabungen entdeckt, mit einander in Fühlung gebracht, an ihren Platz gestellt werden. Wir sind zu schnell groß geworden. Wir leben jeder für sich und sind hilflos, wenn wir zusammensitzen. In England gehört es zum guten Ton unter den großen Parteien, die in Wirklichkeit fertige Regierungen in Bereitschaft sind, Talente zu entdecken, auszuzeichnen und vorzutreiben. Unsere Parteien sind dazu zu dumm, und unsere alte Verwaltung hatte die Anforderungen der Lage nicht verstanden. Sie besaß kein Prinzip der taktischen Ausbildung, das mehr als mittelmäßige Ergebnisse liefern konnte; ich schweige von den neuesten Parteiministern, denn sie haben diese Auslese nicht einmal gewollt.

Die Notwendigkeit neuer Regierungsformen wird eines Tages doch an uns herantreten. Die Zukunft zwar kennt niemand, und die großen Veränderungen im Aufbau der Staatsgewalt sind immer das Ergebnis von Blut und Gewalt, Siegen oder Niederlagen, Staatsstreichen oder Revolutionen gewesen, wofür sich der Reihe nach die deutsche und die französische Verfassung von 1871, das Reich Napoleons und die Bill of rights von 1688 anführen lassen.

Aber ein Ziel muß für die allernächste Zeit vorhanden sein, da die bestehenden Verhältnisse unhaltbar werden, und es kann sich dabei nicht um den Ausdruck sogenannter Volksrechte und demokratischer Ideale in Gesetzen handeln, über deren praktische Folgen sich niemand rechtzeitig den Kopf zerbricht. Ich wiederhole, ein Volk hat nur ein Recht: gut regiert zu werden, und da es als Masse ohne Erfahrung und Überblick das nicht selbst übernehmen kann, so müssen es Einzelne tun und diese müssen richtig ausgesucht und angesetzt werden. Das ist das ganze Geheimnis aller gut regierten Staaten, und alle mit Überlegung ausgearbeiteten Verfassungen können nur sichern — oder verhindern —, was in primitiven Zeiten mit rascher Anwendung von Gewalt ganz von selbst geschieht. Voraussetzung ist die Einsicht, daß die parlamentarischen Formen aus dem vorigen Jahrhundert veraltet und für immer verdorben sind, vor allem auch deshalb, weil die großen beweglichen Vermögen in ein Souveränitätsverhältnis zur Parteipolitik getreten sind, was sich 1789 nicht voraussehen ließ, und weil sich allenthalben fest organisierte Gruppen mit eigenen Interessen gebildet haben, die ausgeschaltet werden müssen, wenn die Regierung eines Gesamtvolkes ihren Sinn behalten soll. Die Entscheidung liegt wie immer im Zufall der Heraufkunft großer Persönlichkeiten, aber die lebendige Form des Regierens muß wenigstens dem Zweck entsprechen. Sie ist gewissermaßen der Ausgleich zwischen den Aufgaben der Zeit und dem verfügbaren Material von Begabungen. Sie muß so biegsam sein, daß bedeutende Männer zur vollen Auswirkung ihres Könnens gelangen, aber mit der Grenze, daß sich zugleich ein leistungsfähiger Durchschnitt bildet, welcher den Gang der Geschäfte trägt und nicht völlig von jenem Zufall abhängig macht. Ein Übergewicht nach jener Seite bedeutet Mangel an Stetigkeit, nach dieser die Gefahr des engen Horizonts und des starren Schematismus. Dabei darf man keinen Augenblick vergessen, daß das beste aller Formen im Ungeschriebenen steckt, und das Geschriebene danach einrichten. Wer alles festlegen will, wie es der Tendenz revolutionärer Versammlungen entspricht, erreicht nur, daß die Praxis sehr bald neben der Verfassung herläuft.

Die Formen, welche sich erstens aus der Zeit, dann aus der ge-

fährlichen geographischen und der durch den Weltkrieg geschaffenen politischen Lage Deutschlands — der äußeren und inneren — und endlich aus dem deutschen Volkscharakter ergeben, dessen Eigenschaften für diese Aufgabe teilweise günstig, in der Regel ungünstig sind, wären für die nächste Zukunft etwa folgende:

Eine außerordentliche Stärkung der Regierungsgewalt mit hoher Verantwortlichkeit, die nicht wie bis jetzt in Gestalt täglicher Parlamentsverhandlungen auf der Gesetzgebung und Ausführung lastet. Es ist heute richtiger, wenn in bestimmten Abständen ein umfassender Rechenschaftsbericht gegeben und angenommen oder abgelehnt wird. Nicht Absichten sondern Ergebnisse sollten der Kritik unterliegen. Das gehört zum Begriff des in einer Vollmacht enthaltenen Vertrauens. Die fortlaufende Zensur wird heute schon durch die Presse gesichert; ihre Wiederholung in einem Parlament ist völlig überflüssig geworden und veranlaßt nur das Aufkommen von Privatzwecken der Eitelkeit oder des Geschäfts. Der Kanzler hat die Vollmacht, für sich als Generalstab ein Ministerium nach eigener Wahl zu bilden, mit völliger Freiheit in der Zahl, Zusammensetzung und Organisation der großen Ämter und des gesamten Regierungsapparats. Ebenso sollte diese Vollmacht in Personal- und Organisationsfragen von ihm auf die sehr selbständig arbeitenden Leiter der führenden Ämter von Fall zu Fall übertragen werden. Die Minister sind allein ihm und er allein für die Minister verantwortlich. Der Kanzler sollte ferner nach freiem Ermessen einen Staatsrat berufen, in dem das Beste an Begabung und Erfahrung auf allen einzelnen Gebieten der Politik und Wirtschaft versammelt ist. Dieser private Rat beschließt nicht, sondern bespricht und schlägt vor; er könnte zuweilen in Abteilungen für die einzelnen Aufgaben tagen, in öffentlichen oder vertraulichen Sitzungen. Richtig verwendet, würde er eine hohe Schule für junge Talente werden, die hier einen praktischen Einblick in die Probleme und Methoden erhalten und durch besondere Aufträge geprüft und erzogen werden. Die Berufung beruht durchaus auf persönlichem Vertrauen und kann dauernd, für besondere Gebiete oder einzelne Fälle erfolgen. Neben diesem geheimen und privaten Rat, der mit „Verfassung“ im üblichen Sinne nichts zu tun hat, steht als Ausdruck der Volksmeinung ein aus allgemeinen Wahlen hervorge-

gangener Reichstag, der zweimal jährlich zu kurzen Sitzungen zusammentritt, als Aufsichtsrat die Vollmacht erteilt, den Rechenschaftsbericht entgegennimmt, Kritik übt, den Haushalt und die Gesetze, so viel als möglich als Ganzes, in namentlicher Abstimmung anerkennt oder verwirft — und die Verantwortung dafür in einer feierlichen Erklärung dem Volk gegenüber auf sich nimmt. Denn für die Folgen sollte in Zukunft ein Reichstag dem durch Neuwahlen gebildeten neuen haftbar sein, Mann für Mann. In den Wahlen kommt doch auch die Kritik eines Volkes an seinen Beauftragten zum Ausdruck. Es ist unlogisch und widerspricht dem Begriff der Volksvertretung, daß zwar die Regierung dieser, aber diese nicht dem Volke für die Folgen ihres Verhaltens verantwortlich sein soll. Aber da alle heutigen Verfassungen von den Parlamenten selbst gemacht worden sind, so haben diese jede Haftung von sich abgeschoben. Die Regierung muß jederzeit das Recht haben, durch Wahlen das Volk zum Urteil über seine Vertreter aufzufordern.

Die Tagung sollte nicht verlängert werden dürfen, abgesehen davon, daß der Kanzler besondere Tagungen mit begrenzten Aufgaben berufen kann. Die Sitzungen sind als Ausdruck der Volkshoheit mit Würde und Feierlichkeit zu umgeben. Haltung, Kleidung und Ausdrucksweise sind nicht Nebensache. Eine Versammlung, die sich äußerlich gehen läßt, wird innerlich würdelos. Pöbelhaftes Auftreten, das sich heute überall einbürgert, sollte als Beleidigung des vornehmsten Organs der Nation mit tagweisem Ausschluß, Mandatsverlust und unter Umständen Verbot der Wiederwahl bestraft werden, und zwar von einem höchsten Gerichtshof.

Die Kopfzahl der heutigen Parlamente ist infolge der laienhaften Begriffe von 1789 viel zu groß. Das Stimmvieh der Abgeordneten erschwert überall die Arbeit, welche die wenigen Fähigen doch allein machen, und führt außerdem dazu, daß für das Hineindrängen zweifelhafter Leute mit Privatabsichten eine bequeme Gelegenheit geschaffen wird. 150 Sitze sind für Deutschland mehr als ausreichend. Auch dann wird die Hälfte nur ja und nein sagen, so wie es die Führer unter sich beschlossen haben. Aber es sollte zur guten Sitte werden, Sachverständige mit dieser Sendung zu beauftragen, also von dem einzelnen Abgeordneten eine Art Be-

fähigungsnachweis zu verlangen, und nicht die Schreier, Trommler und Pfeifer der Organisationen. Und außerdem würde ich vorschlagen, daß fünf Vertreter der Deutschen im Ausland dabei sind, denn dem Reichstag fehlte bisher der Horizont und die richtige Kenntnis und Einschätzung der auswärtigen Wirtschafts- und Machtverhältnisse, die für uns eine Lebensfrage sind. Um den deutschen Parteihader zu überwinden und die Bildung urteilsfähiger Gruppen zu erreichen, müßte es die Wahlordnung unmöglich machen, daß mehr als vier Parteien und solche von weniger als einem Zehntel der Bevölkerung Abgeordnete erhalten. Außerdem ist ein glänzender Gedanke Mussolinis zu verwenden, der übrigens auch in der bayrischen Wahlordnung angedeutet ist und dem die Zukunft gehört: Die beiden stärksten Gruppen — oder die stärkste? — haben zu 100 gewählten Abgeordneten 50 im Verhältnis ihrer Stärke zu ernennen und zwar sollte es zur Gewohnheit werden, hierfür die besten Leute außerhalb des eigentlichen Parteilebens zu gewinnen, die Deutschland besitzt, und die sich nur zu verpflichten brauchten, mit der Gruppe zu arbeiten oder auf den Sitz zu verzichten, wenn sich das nicht mehr mit ihrer Überzeugung verträgt. Diese Mitglieder können also jederzeit gewechselt werden; daneben hätte sich jeder Abgeordnete einen Stellvertreter zu wählen, den die Partei genehmigen muß und für den der Abgeordnete haftet. Um die in allen heutigen Parlamenten herrschende Korruption zu überwinden, sollte ehrloses geschäftliches Verhalten oder die Verurteilung wegen gemeiner Vergehen sofort und für immer von der Wählbarkeit ausschließen. Ein Volk kann auf die Ehrenhaftigkeit seiner Vertreter Anspruch erheben. Die Würde der Aufgabe fordert es, daß jeder zu Wählende seine persönliche und geschäftliche Reinheit durch Ehrenwort verbürgt. Wer für eine politische Tätigkeit im Dienste von Parteien oder Organisationen politischen Charakters Bezahlung erhalten hat, ist erst in einem Abstand von drei Jahren wählbar. Das ist notwendig, weil die Geschäftspolitik, wie die Gegenwart überall beweist, das Verständnis dafür vernichtet hat, daß der Abgeordnete der Nation und nicht der bezahlenden Partei verpflichtet ist. Endlich haben die Abgeordneten sich am Anfang der Tagung eidlich zu verpflichten, ihre Stellung als Vertreter des Volkes zu keinerlei geschäftlichem Vorteil zu be-

nützen, und am letzten Tage einen feierlichen und öffentlichen Rechenschaftseid abzulegen, daß sie aus ihrer Stellung keinen persönlichen Vorteil gezogen haben. Wer diesen Eid nicht leisten kann, ist nicht mehr wählbar.

Zum Schlusse muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Höhe des englischen Parlamentarismus auch darauf beruht, daß der Form nach der König die Wahl des Premiers vollzieht. Es gab also eine Stelle, welche über allen Parteien und geschäftlichen Interessen stand, weil sie durch geschichtliche und dynastische Tradition die Ehre und Größe der Nation zu vertreten hatte und nichts als dies. Wenn der tatsächliche Einfluß auch nur in der Genehmigung des Vorschlags bestand, den der Führer der stärksten Partei über die Besetzung des höchsten Amtes zu machen hatte, so genügte das, um Begabung und Ehrenhaftigkeit zur selbstverständlichen Voraussetzung dieses Vorschlags zu erheben. Dieser sittliche Halt fehlt in Staaten, wo die Parteien die Wahl untereinander verhandeln und beschließen und niemandem verantwortlich sind als sich selbst. Die Deutschen sind ein monarchisches Volk, durch ihren altgermanischen Zug der Gefolgstreue und Unterordnung unter den innerlich anerkannten Führer. Sie sind es, weil ihre Wohnsitze in Mitteleuropa sie zur Zusammenfassung in einen starken Staat zwangen, wenn sie nicht die Opfer aller Nachbarn sein wollten. In späten Zeiten ändern sich solche Gefühle nicht mehr, wenn sie sich jemals ändern können, und eines Tages, wenn wieder etwas Sonne auf unser Dasein fällt, wird die schlafende Sehnsucht nach dieser symbolischen Krönung des Staates ihre Erfüllung suchen und finden. Dann erst ist die hier angedeutete Form zu vollenden; alle vorläufigen Lösungen haben etwas unvollendetes darin, daß die Auswahl des Leiters der Regierungsgeschäfte nicht der Zensur unterliegt, die sich allein von geschichtlichen Aufgaben leiten läßt.

STAATSDIENST UND PERSÖNLICHKEIT

Ein Volk ist das was man aus ihm macht. Für sich allein ist jedes Volk unfähig die Bedingungen zu erfüllen, welche die Weltlage seit Jahrhunderten stellt, wenn es sich durchsetzen oder auch nur behaupten will. Sein Schicksal hängt aber nicht von Ansichten ab sondern von Menschen, also nicht von Theorien oder Beschlüssen darüber, wie dies oder jenes sein soll, sondern von Persönlichkeiten, die das tun und tun können, was getan werden muß. Ein leitender Typus ist notwendig, der die schöpferischen Eigenschaften des Volkes im Hinblick auf seine geschichtliche Lage zusammenfaßt und herausbildet. Die englischen Erfolge seit Cromwell beruhen im tiefsten Grunde nicht auf dem Hervortreten ganz großer Staatsmänner — sie sind doch ziemlich selten — sondern darauf, daß seit Zerstörung des old merry England durch den Puritanismus eine dauerhafte Schicht von sehr gleichförmiger Lebensauffassung und weniger glänzenden als praktisch wirksamen Eigenschaften entstanden ist, welche mit den führenden Männern kaum bewußt die Triebe und Ziele teilt. Ohne jene Schicht hätten diese nichts erreicht und mit ihr konnte England auch ohne geniale Führer jahrzehntelang fortbestehen. Der Puritanismus, welcher dem Einzelnen die sittliche Rechtfertigung vor sich selbst zuschiebt und ihm damit das großartige Sicherheitsgefühl gibt, daß das, was er will, das Richtige sein muß, weil Gott ihm sonst diesen Willen nicht eingegeben hätte; die kaufmännische Wirtschaftsgesinnung, welche dem Einzelnen völlig freie Bahn läßt, ihn dafür aber auch nicht stützt, wenn er versagt; endlich und nicht zum wenigsten der Sport, der im Gegensatz zu den unpersönlichen Turnidealen Jahns den Sieg von der persönlichen Energie des Einzelnen abhängig macht, haben einen Menschentypus gezüchtet, dessen Zähigkeit bis jetzt wenigstens jeder Gefahr gewachsen war. In Frankreich ist der das ganze Volk zusammenfassende Typus nicht von Ludwig XIV. oder gar der Revolution, sondern von Napoleon geschaffen worden; der Franzose des 19. Jahrhunderts ist gegenüber dem des ancien régime ein neuer Mensch, und der Anstoß,

den er durch das Vorbild des Kaisers erhielt, durch seinen Ehrgeiz und sein Erziehungssystem in Schule und Heer, hat ihn selbst im Weltkrieg noch einmal aufrecht erhalten. Züchten in diesem Sinne kann nur ein gewaltiges seelisches Erlebnis oder eine große Persönlichkeit. Wir hatten keinen Typus, der in unserer Geschichte führte und feste Eigenschaften besaß. Es gibt nicht nur eine englische Gesellschaft, sondern auch „den Engländer“, aber es gibt bis jetzt keinen Deutschen, sondern nur Deutsche. Zweimal ist bis heute der Versuch gemacht worden, auf kleinerem Gebiet einen äußerst leistungsfähigen Typus heranzubilden, zuerst in der Schöpfung des preußischen Beamtenstandes durch Friedrich Wilhelm I., dann durch Moltke und seine Schöpfung des preußisch-deutschen Offiziers. Diesen beiden und ihnen allein verdanken wir, daß wir heute überhaupt wissen, worauf es ankommt.

In „Preußentum und Sozialismus“ hatte ich gezeigt, wie sich an Stelle einer nach reich und arm gegliederten Gesellschaft auf der englischen Insel in der rings gefährdeten norddeutschen Ebene ein nach Befehl und Gehorsam gegliederter Staat entwickeln mußte. Für diesen Staat, ohne den wir als Volk nicht lebensfähig sind, schuf der Soldatenkönig als dessen lebendige Verkörperung „den Preußen“, den es bis dahin nicht gab, zunächst als Stand mit unerschütterlichem Ehr- und Pflichtgefühl, mit Gewissenhaftigkeit und Disziplin, für den selbstlose, harte, gründliche Arbeit selbstverständlich war und das Lob sparsam erteilt und nie erwartet wurde. Friedrich der Große hat diesen Typus der Welt in einer unerhörten Leistung vorgestellt, aber ihn nicht entwickelt, und in den Befreiungskriegen hatten wir weder einen allgemein deutschen Typus noch erhielten wir ihn. Das wäre der Sinn der Zeit gewesen, aber wir brauchten dazu einen Mann von überragender Größe und Vorbildlichkeit und fanden ihn nicht. Wir hatten Offiziere, aber nicht „den deutschen Offizier“, wie es seit Napoleon einen französischen Offizier gab, Staatsmänner, aber nicht „den Staatsmann“ wie in England, Dichter und Denker, die jeder nur sich selbst ähnlich sahen, statt des französischen und des englischen Freiheitsbegriffes einen deutschen, der in jedem Kopfe anders aussah, und eine buntgesprenkelte Masse von Berufs-, Staats- und Lebensidealen. Trotzdem besitzen wir ein sehr begabtes und bildungsfähiges Men-

schenmaterial. Wo jemand zugriff, wie außer Friedrich Wilhelm und Moltke die Kirche in der Ausbildung ihres Priesterstandes oder Bebel bei der Organisation seiner Partei oder auch die Technik in ihren Industrien und Laboratorien, war das Ergebnis jedesmal außerordentlich.

Dann kam das Reich, die persönliche Schöpfung Bismarcks, der selbst eine späte Schöpfung des großen Preußenkönigs war, und stellte die führenden Männer vor die Aufgabe, für diese politisch und wirtschaftlich riesenhaft aufsteigende Weltmacht in ihrer nach allen Seiten gefährdeten Lage und für die zahllosen neuen Probleme den Typus zu finden und zu erziehen, dem man die Zukunft in die Hände legen konnte. Bismarck und Moltke haben diese Aufgabe erkannt, aber grundsätzlich verschieden behandelt. Das Ergebnis liegt heute vor, und ich zweifle nicht, daß kommende Geschlechter in Moltke den Größeren erkennen werden, weil er weiter sah und weiter wirkte. Er wußte, daß er künftige Kriege nicht erleben werde und schuf deshalb im großen Generalstab eine sich selbständig fortentwickelnde Tradition der Heereserziehung, die mit strengster Gewissenhaftigkeit jeden einzelnen Offizier nach Charakter, Lebensauffassung und Leistung bildete, vom Leutnant bis zu den Typen des Heerführers und des Generalstabschefs hinauf, und die dafür bürgen konnte, daß die Auslese der Begabungen hervorragend blieb und die Methoden und Mittel sich stets auf der Höhe der Zeit hielten. Hier hatten wir einen deutschen Typus, der 1870 angelegt, 1914 voll entwickelt war; und da er der einzige blieb, so hat er das ganze Volk vorbildlich durchdrungen, etwas von seiner Haltung und Weltanschauung unbemerkt jedem einzelnen auf- und eingeprägt, auch der Arbeiterpartei Bebels: es ist das, was das Ausland den deutschen Militarismus nannte.

Bismarck dagegen ließ Regierung und Verwaltung, wie sie waren, und richtete nur sein eignes Amt für seine Arbeitsweise ein. Er hatte wie Napoleon und auch die Führer der heutigen deutschen Industrie das Bedürfnis, im Grunde alles selbst zu tun und sich nur mit Gehilfen zu umgeben, also Taten, nicht Menschen für künftige Taten zu schaffen, während englische Politiker und Industrielle — übrigens auch die Staatsmänner des 17. und 18. Jahrhunderts — sich frühzeitig Junioren als Stellvertreter und Nachfolger

erziehen, so daß die Arbeit zuletzt von selbst ihren Weg geht und nur in den Kurven gesteuert werden muß. Bismarck entwickelte die Beamtenschaft nicht — *quieta non movere!* — sondern vermehrte sie nur, wie er auch die Schule in ihren Grundsätzen und Zielen nicht verändert und vor allem nicht für die politische Aufklärung organisiert hat. Es gab einen überragenden Diplomaten — das war er selbst — aber keine diplomatische Schule; es gab Minister, aber sie waren — außer Stephan — Verwalter, nicht Schöpfer; und als er ging, hinterließ er keinen Generalstab, keinen sich selbst fortentwickelnden Organismus, sondern eine führerlose Maschine, wie die Heere Napoleons kopflos waren, wenn er sie nicht selbst führte. Männer wie Krupp, Siemens, Borsig, Ballin, Stinnes hat dieser Riesenbetrieb trotz seiner großen Möglichkeiten nicht erzeugt, oder richtiger gesagt nicht zur Entdeckung kommen lassen. Dieser Beamtentypus, der nun 150 Jahre alt, für ein mittelgroßes Agrarland bestimmt und niemals ernstlich erneuert war, trug schon in Bismarcks Anfängen Züge, welche dem Zeitalter der ersten Dampferlinien und Eisenbahnnetze nicht mehr entsprachen; für das Reich von 1900 mit Welthandel, Weltindustrie, Weltverkehr und der wachsenden Macht großer Finanzvermögen begannen seine glänzenden Vorzüge unwirksam und seine Fehler eine wachsende Belastung zu werden. Die Unterschicht leistete nach wie vor hervorragende Arbeit, aber in der Oberschicht, die aus der hanseatischen Kaufmannschaft und der Industrie keine Blutauffrischung erhielt, gab es eine zunehmende Unkenntnis und Unterschätzung der damaligen weltwirtschaftlichen Formen und Mächte, von den weltpolitischen nicht zu reden. Auf den Krieg waren wir nur militärisch vorbereitet. Daß es andre Vorbereitungen gab, hat man nicht einmal geahnt. Die Verwaltung wurde vielfach Selbstzweck; sie versteinerte — das ist die Gefahr des Ordensstaates in friedlichen Zeiten — sie erzog ein unselbständiges und doktrinäres Führermaterial, dessen Geist nach unten fortwirkte, so daß sie bei Ausbruch der Revolution ruhig fortarbeitete, während in England jeder Angestellte mit sicherem Instinkt sofort gestreikt und den Rätestaat damit außer Gefecht gesetzt hätte; sie ließ die starken Verwaltungstalente — andere Talente kamen nicht zur Entwicklung; sie erstickten oder gingen zur Industrie über — früh alt und förm-

lich werden und auch diese kamen auf dem Wege der Anciennität viel zu spät zur Geltung. Und leider kam es endlich so, daß unser Volk vom Typus des Heeres mehr die Vorzüge, von dem der Verwaltung die Fehler annahm, weil es von jenem miterzogen wurde und dieser sozusagen mitversorgt. Die ganz ungeheure Bedeutung der Erziehung des Beamtenstandes liegt in der Tatsache, daß fast ein Sechstel der Bevölkerung irgendwie dazu gehört, daß er allgemein geachtet, beneidet und nachgeahmt wird, so daß seine bewußte Ausbildung der des ganzen Volkes gleichkommt und vielleicht wirksamer ist als die der Schule, weil sie nicht das Wissen und Denken, sondern das Tun und Sichverhalten formt.

Der größte Vorzug dieser Beamtenschaft alten Schlages lag in ihrer sittlichen Größe. In allen Ländern sonst ist Staatsdienst ein Beruf, ein Erwerb wie jeder andre. In Preußen bildet der Beamte seit Friedrich Wilhelm I. einen Stand wie der Offizier und Richter. Seine Ehre ist nicht Berufs- oder bürgerliche sondern Standesehre. Das Ehrgefühl haftet nicht an der Arbeit wie in den alten Zünften, sondern an der Tatsache des Dienstes, des Dienens im germanischen Sinne einer stolzen Unterordnung. Der Beamte verkörpert in sich die Staatshoheit. Daraus ergeben sich stillschweigend seine Pflichten und Rechte, angefangen von der strengen äußeren Haltung und Führung bis in die kleinsten Züge des Gewissens und Privatlebens hinein, und endend bei der schweigenden Aufopferung für eine Sache, der das Leben geweiht ist. Das alles war in einem erstaunlichen Maße verwirklicht worden und unterschied sich mit seinem „Dennoch!“ in den härtesten Lagen sehr wesentlich vom Typus heutiger Minister, die sich ihre Privatstellung offen halten lassen, mit einem „Dann eben nicht“ im Augenblick der Gefahr. Es ist das Römische im Preußentum und gleicht dem Geist jenes Soldaten, der beim Vesuvausbruch am Stadttor von Pompeji auf seinem Posten starb. So war jedenfalls der Imperativ noch am Ende des vorigen Jahrhunderts. Harter Dienst, karge Bezahlung, sparsame Anerkennung — das hob aus der Masse derer heraus, die zunächst Verdienst und Bequemlichkeit suchten. Die gewissenhafteste Leistung war Regel. Niemand achtete darauf, denn es kam sich selbst nicht zum Bewußtsein.

Wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß Revolution und Par-

lamentarismus auch das vernichtet haben. Seit es — Gewerkschaften von Beamten gibt, Parteiminister und den Staat als Versorgungsanstalt für Parteimitglieder, seitdem oft genug nicht die Leistung den Aufstieg bestimmt, sondern der Eifer für eine Partei, fragt man sich nicht mehr, wofür, sondern wovon man lebt, und der Dienst wird bequemer, die Aufsicht lässiger und lästiger, die Arbeit mittelmäßig und der Rest des Standes löst sich in einem Nachwuchs von Angestellten auf, der jenes Ethos gar nicht mehr kennt. Aber ohne eine sittliche Idee ist der deutsche Beamte auch in Zukunft nicht denkbar, wenn er nicht zum bloßen Geldverdiener herabsinken soll. Ohne den Beamten als Stand ist das deutsche Volk nicht denkbar, weder als Rasse noch in seiner gefährlichen Lage. Aus den Bedingungen des 20. Jahrhunderts muß wieder eine Idee des Staatsdienstes entwickelt werden, ein sittliches Standesgefühl, das den Staat in Zukunft zu tragen fähig ist. Wenn man auch weiß, daß ein Mann wie Friedrich Wilhelm oder Moltke dazu gehört, um gewollte Formen lebendig zu machen, Gedanken in Menschen zu verwandeln, so muß doch ein Ziel wenigstens gezeigt werden, und viele müssen es sehen.

Aber dazu hat man die Fehler der alten Form aufzusuchen, die neben den in der ganzen Welt bewunderten Vorzügen vorhanden waren, die sich vielleicht erst spät, aber dann um so folgenschwerer entwickelten. Es war ein Unglück, daß der Staat mit der Prüfung eines Kandidaten tatsächlich die Verpflichtung zu dessen lebenslänglicher Versorgung übernahm. Von da an kamen die Anstellung, das Aufrücken nach der Altersstufe, Gehaltserhöhungen und Titel, alles in genau vorauszusehendem Abstand. Eine Beförderung außer der Reihe, ein Verabschieden ungeeigneter Elemente ohne Zögern wie beim Heere¹ gab es nicht. Es geschah im Gegenteil, daß in der letzten Zeit manchmal die Zahl der Stellen vermehrt wurde, weil die Zahl der „Anwärter“ zu groß geworden war. Aber kein Mensch erträgt es, daß ihm mit 25 Jahren der Kampf ums Dasein abgenommen wird. Man muß es gesehen haben, wie sie als Studenten waren, energisch, beweglich, selbständig, den Kopf voller Pläne, und wie sie mit 35 aussahen: ohne Unternehmungsgeist, methodisch, unpersönlich, schwerfällig, an der Form als Form haf-

¹ Und selbstverständlich auch in Industrie und Handel.

tend. Gab es einen Beamten, der Sport trieb? In England tun sie es alle, und sie bleiben jung dabei. Ein Sechstel der Bevölkerung vom Kampf ums Dasein befreit! Das hat einen schlimmen Zug deutschen Wesens unterstützt. Der Hang zu sorglosem Schlendern und Träumen jenseits aller Wirklichkeit verwandelte sich in den Trieb zur Staatskrippe, zur Pensionsberechtigung, der ein spießbürgerliches Glück im Winkel, außerhalb aller Konflikte des Lebens und der Weltlage möglich machte; und aus diesem Mangel an persönlichem Kampf und echter Sorge wuchs das Micheltum zur Riesengröße, mit seiner Ahnungslosigkeit gegenüber den politischen Gefahren der Vorkriegslage und seiner harmlosen Verwechslung von Politik mit dem Bekritteln der Regierung durch die Zeitung „der“ Partei. Aber dazu kam nun eine Ausbildung, die ganz im Gegensatz zum Heere vorher in einer Belastung mit allem möglichen Hochschulwissen, vor allem des römischen Rechts, bestand und nachher im Dienst, wo sie hätte anfangen sollen, tatsächlich sofort aufhörte. Eine frühe persönliche und praktische Kenntnis unserer Schifffahrt, Hüttenwerke, Banken oder des Auslands wurde weder erwartet noch geschätzt, und dennoch wäre sie für alle Zweige der Verwaltung, nicht nur Verkehr und Finanzen, wichtiger gewesen als Jura und Philosophie. Die Weltfremdheit und das Ungeschick gerade der großen Verwaltungskörper den plötzlichen Aufgaben des Krieges gegenüber war unwahrscheinlich groß, und es läßt sich daraus auf den Weltblick des ohne alle Aufklärung gebliebenen mittleren Beamten schließen, etwa im Vergleich mit dem unbefangenen Tatsachenblick ganz ungelehrter aber gescheiter englischer Bankbeamten. Dazu kommt nun das Kollegialsystem des 18. Jahrhunderts, das sich nicht mehr mit modernen Aufgaben verträgt und trotzdem die staatliche Geschäftsführung völlig beherrschte. Es nahm dem Einzelnen zur äußeren Sorge auch die persönliche Verantwortung. Nichts hat mehr auf die innere Unselbständigkeit des Beamten, auf seinen Hang in der Herde mitzulaufen, den Entschluß der andern abzuwarten und sich ihm anzuschließen, eingewirkt als die frühe und zur Regel gewordene Tätigkeit in einer anonymen Mehrzahl, in welcher Urteil, Wille, Entschluß und Haftung des einzelnen verschwand. Auch hier erzog das Heer den Offizier zur frühen Selbständigkeit und Verant-

wortung. Nicht „die Heeresleitung“ gewinnt Schlachten, sondern der General. Jeden Offizier erwartete der Abschied, wenn er sich den Anforderungen nicht persönlich gewachsen zeigte. Aber im Gerichtsverfahren fällte nicht der Richter X. wie in England das Urteil, sondern „der Gerichtshof“. Für große Aufgaben wurde kein Kommissar ernannt, sondern eine Kommission. Entscheidungen gab nicht ein Mann kraft seiner Stellung, sondern die Eisenbahndirektion, das Finanzamt, das Ministerium. Statt rascher Entschlüsse gab es unendliche Sitzungen und Ausschüsse, statt eines Telegramms, das befahl, einen Instanzenweg, statt einer Besprechung von zwei Minuten Verhandlungen über eine gemeinsame Tagung zweier Behörden. Der Mensch verschwand hinter dem Amt. Und so entwickelte sich der Dienst zur Erledigung von Diensteingängen, der Reihe nach, nach festen Regeln; der mechanische Instanzenweg herrschte, die Überverwaltung, das Schema — hier war kein Feld für die freie Persönlichkeit und den schöpferischen Ehrgeiz. Wer nicht als namenloses Glied im Ganzen aufging, war unbequem. *Men no measures* — das ist germanisch! — war hier ins Gegenteil verkehrt. Noch einmal: die großen Vorzüge des Standes in Ehren, aber diese Fehler sind ihm und uns verhängnisvoll geworden, und heute, wo wir auch hier von vorn anfangen müssen, kann es sich nur darum handeln, die Grundgedanken der Erziehung des Heeres durch Moltke auf den künftigen Staatsdienst zu übertragen.

Für diesen Neubau aber hat sich in aller Stille schon ein neuer deutscher Typus gebildet, der mit dem Sport der letzten Jahrzehnte und dem langsamen geistigen Übergewicht industrieller und kaufmännischer Stellen über die staatlichen aufkam, das Beste, was die Zeit des wirtschaftlichen Aufstiegs nach Bismarck an lebendigem Material hervorgebracht hat. Es hat in den jungen Freiwilligen von 1914 den ersten prachtvollen Ausdruck gefunden. Diese „fixen Jungen“, um eine Bezeichnung zu gebrauchen, sind unsere Zukunft, als Charakter, als angelegter Typus, als Möglichkeit, wenn jemand versteht etwas daraus zu machen. Sehr selbständig, Durchgänger, von praktischem Griff, rasch entschlossen, gern mit Verantwortung beladen und allein auf einen Posten gestellt, zu intelligentem Gehorsam bereit, dessen Zweck sie mit einem Blick übersehen, zur Zusammenarbeit fähig nicht durch das Schema einer

Dienstverordnung sondern durch ein instinktives Gefühl dafür, was jetzt kommen muß, sind sie eine Generation, die etwas verspricht. Man findet sie nicht in philosophischen Seminaren und nicht im Literatur- oder Kunstbetrieb. Weltanschauung ist für sie kein Problem und keine Unterhaltung. Sie sind in Masse an der Front gefallen, aber sie wachsen nach, und für dieses jüngste Deutschland möchte ich wohl ein Bild zeichnen, wie ich mir die Staatsverwaltung mit ihnen und durch sie vorstelle, so wie sie sind, klug, stolz, persönlich und innerlich frei, Träger eines deutschen Ethos aus altgermanischer Zeit, das erst jetzt wieder aufgewacht ist als bestes Erbe aus den Jahren des Reichsaufstieges.

Also keine Versorgungsanstalt, keine Anwärter, kein Recht auf den Staatsdienst außer durch Bewährung, kein Anspruch infolge irgendwelcher gelehrten Vorbildung; auch der Doctor juris soll das Getriebe von unten auf kennen lernen. Daß in den oberen Stellen ein hohes Maß von Bildung, gleichviel woher, vorausgesetzt werden muß, versteht sich von selbst. Eine scharfe Intelligenzprüfung überall am Anfang, nach Bedarf, durch Sachverständige, mehr eine Probe auf praktische Anlagen als Feststellung theoretischer Kenntnisse, dann fünf Jahre Arbeit auf Kündigung wie in der Privatwirtschaft, mit Verabschiedung ungeeigneter Elemente ohne Zögern; dann die „Majorsecke“ mit strenger Auslese und Vertrag auf fünf Jahre, dann auf zehn Jahre mit stillschweigender Verlängerung; Pensionsanspruch und zwar bedeutend bei langer und guter Leistung, aber Übertragen der Angehörigenfürsorge auf die Privatversicherung. Große und wachsende Forderungen an Charakter, Intelligenz, Arbeitskraft, Entschlossenheit, Auffassungsgabe. Frühzeitig selbständige Ausführung von Sonderaufträgen (Situationsberichte, Ordnung und Ergänzung von Material, rasche Organisation für Ausnahmefälle und Ähnliches) mit Pauschalzulagen zum Grundgehalt. Jeder Einzelne beachtet und in seinen Anlagen entwickelt; fortlaufende ganz persönliche Durchbildung seitens eines Vorgesetzten, durch Beispiel, Kritik, Instruktion; nach freiwilliger Meldung wechselnde persönliche Missionen, Abkommandieren an andere Stellen, um alle Zweige des Betriebes, die kaufmännischen, technischen, juristischen, kennen zu lernen. Statt wiederholter Prüfungen scharfe Proben, etwa selbständige Organisation des Dienstes bei Kongressen

oder in Ausnahmefällen, plötzliche Stellvertretung von Vorgesetzten, Hinzuziehen zu Besprechungen, Inspektionsreisen mit Bericht.

Die Züchtung des Beamtenmaterials muß für führende und ausführende Stellen grundverschieden sein. Die Grenze zwischen Ober- und Unterschicht darf nicht wie heute durch Gymnasialbildung hergestellt oder durch automatisches Aufrücken verwischt werden. Es gibt oben ganz andere Aufgaben, andere Eigenschaften, andere Ziele.

Die Eigenschaften der Unterschicht können nicht richtiger bestimmt werden, als sie Friedrich Wilhelm I. bei der Schöpfung seines Beamtenstandes unbewußt empfand. Eine vorbildliche Haltung der Vorgesetzten, vorbildlicher Geist der Ämter; Pflege des Ehrgeizes durch Lob und Tadel, Auszeichnung durch Aufträge, intelligente Disziplin, geistige Selbständigkeit, innerliche Freiheit. Die äußere Haltung ist nicht Nebensache. Wir sind, als Volk, formlos und ohne Manieren; der Staatsdienst sollte hierin über die Ämter hinaus erzieherisch wirken. Sauberkeit, Pünktlichkeit, Strammheit im Dienst. Auf die Dienstuniform sollte man nicht eitel, sondern stolz sein. Sie betont das Standesgefühl, das Selbstverständliche hervorragender Leistungen und gewissenhaftester Pflichterfüllung. Auch Titel sind nicht Nebensache, aber sie sollten sparsam, als Auszeichnung verliehen werden, ein Leben voller Arbeit und Erfolge herausheben. Titel, die jeder ersitzen kann, wie unsere zwölf Dutzend klangvollen Bezeichnungen für den Unterschied der Stühle im Amtszimmer, sind lächerlich. Endlich Auszeichnung durch Studienreisen, schon früh, auch ins Ausland, Entsendung zu Kongressen, zur Unterstützung sehr hoher Chefs. Und zuletzt: Pflege des Sports in der Beamtenschaft, ganz offiziell; frische Luft, Gesundheit, „Schneid“, Stolz auf körperliche Kraft und Geschicklichkeit. Der Aktenstaub auf der Seele muß einmal eine unwahrscheinliche Legende geworden sein. Die Beamtenschaft soll innerlich jung bleiben.

Der Aufbau oben sollte so sein, wie es die großen Praktiker stets gemacht haben, Moltke im Heer, die erfolgreichsten Führer in der Privatwirtschaft. Eine dünne, elastische Spitze von äußerster Leistungsfähigkeit. Die hohen Ämter sind bei uns viel zu dicht und schwerfällig aufgebaut; die Hälfte der Beamten müßte bei

größter Selbständigkeit das Doppelte leisten. Für die Chefs sollte es keine festen Stellen in einer starren Dienstordnung geben, sondern persönliche Vollmachten von Fall zu Fall. Übergabe des Betriebes mit einem Dispositionsfonds und unbedingter Freiheit in Organisations- und Personalfragen. Bildung eines persönlichen Stabes von Mitarbeitern, beratenden Sachverständigen, Stellvertretern. Kein Aufrücken nach dem Dienstalder. Der jüngste Kassensbote sollte mit einem Sprung zum Privatsekretär eines Generaldirektors aufrücken dürfen, wenn dieser ihm das zutraut und die Verantwortung dafür wagt. Übernahme besonders geeigneter Leute aus Privatbetrieben sollte nicht ausgeschlossen sein. Die großen Begabungen ganz frei schalten lassen mit der Grenze, welche das Taktgefühl für den allgemeinen Gang der Geschäfte zieht! Weitgehende Dezentralisation; Aufteilung der großen Ämter in sehr selbständige Posten mit abgestufter Vollmacht und entsprechender persönlicher Haftung. Nur so entdeckt und züchtet man große Talente. Persönliche Beziehungen und mündliche Verständigung zwischen den Chefs statt Instanzenweg und Aktenverkehr der „Stellen“; überhaupt alles auf große Erfahrung, schnellen persönlichen Entschluß und überlegene Auffassungsgabe bei den ausführenden Organen eingerichtet. Ausbildung einer hohen, durchgeistigten, energischen Tradition des geschäftlichen Verkehrs und mehr noch der Erziehung einer tüchtigen Nachfolgerschaft.

Das Eintreten in diesen Kreis sollte ein Wagnis sein und stets zurückgenommen werden dürfen, aber auch dem geringsten Beamten offenstehen. Kein mechanisches Aufrücken, sondern freiwillige Meldung dafür ohne Rücksicht auf Alter und bisherige Verwendung. Keine feste Hierarchie von hohen Stellen und Titeln. Statt des Titels die Bezeichnung „Beauftragt mit —“, also Abkommandieren für große Aufgaben und zwangloses Zurücktreten in den ursprünglichen Rang, wenn der Versuch mißlingt. Fortlaufendes Grundgehalt nach dem Dienstalder, aber sehr hohe Zulagen für diese Kommandos, nach Höhe und Umfang der Vollmacht und Verantwortlichkeit, und nur für deren Dauer. Jugend sollte niemals ein Einwand sein, im Gegenteil. Wir müssen dahin kommen, daß ein Telegraphenbote in drei Jahren Staatssekretär werden kann und daß Minister von 25 Jahren möglich sind wie Pitt in

größter Selbständigkeit das Doppelte leisten. Für die Chefs sollte es keine festen Stellen in einer starren Dienstordnung geben, sondern persönliche Vollmachten von Fall zu Fall. Übergabe des Betriebes mit einem Dispositionsfonds und unbedingter Freiheit in Organisations- und Personalfragen. Bildung eines persönlichen Stabes von Mitarbeitern, beratenden Sachverständigen, Stellvertretern. Kein Aufrücken nach dem Dienstalter. Der jüngste Kassensbote sollte mit einem Sprung zum Privatsekretär eines Generaldirektors aufrücken dürfen, wenn dieser ihm das zutraut und die Verantwortung dafür wagt. Übernahme besonders geeigneter Leute aus Privatbetrieben sollte nicht ausgeschlossen sein. Die großen Begabungen ganz frei schalten lassen mit der Grenze, welche das Taktgefühl für den allgemeinen Gang der Geschäfte zieht! Weitgehende Dezentralisation; Aufteilung der großen Ämter in sehr selbständige Posten mit abgestufter Vollmacht und entsprechender persönlicher Haftung. Nur so entdeckt und züchtet man große Talente. Persönliche Beziehungen und mündliche Verständigung zwischen den Chefs statt Instanzenweg und Aktenverkehr der „Stellen“; überhaupt alles auf große Erfahrung, schnellen persönlichen Entschluß und überlegene Auffassungsgabe bei den ausführenden Organen eingerichtet. Ausbildung einer hohen, durchgeistigten, energischen Tradition des geschäftlichen Verkehrs und mehr noch der Erziehung einer tüchtigen Nachfolgerschaft.

Das Eintreten in diesen Kreis sollte ein Wagnis sein und stets zurückgenommen werden dürfen, aber auch dem geringsten Beamten offenstehen. Kein mechanisches Aufrücken, sondern freiwillige Meldung dafür ohne Rücksicht auf Alter und bisherige Verwendung. Keine feste Hierarchie von hohen Stellen und Titeln. Statt des Titels die Bezeichnung „Beauftragt mit —“, also Abkommandieren für große Aufgaben und zwangloses Zurücktreteten in den ursprünglichen Rang, wenn der Versuch mißlingt. Fortlaufendes Grundgehalt nach dem Dienstalter, aber sehr hohe Zulagen für diese Kommandos, nach Höhe und Umfang der Vollmacht und Verantwortlichkeit, und nur für deren Dauer. Jugend sollte niemals ein Einwand sein, im Gegenteil. Wir müssen dahin kommen, daß ein Telegraphenbote in drei Jahren Staatssekretär werden kann und daß Minister von 25 Jahren möglich sind wie Pitt in

DIE ERZIEHUNG — ZUCHT ODER BILDUNG?

Es kann nicht meine Absicht sein, an dieser Stelle den Entwurf eines künftigen Erziehungswesens vorzulegen. Ich hoffe, das später einmal gründlich tun zu können und dann vielleicht nicht ohne praktischen Anlaß. Ich habe diesen Fragen selbst einige Jahre sehr nahe gestanden und glaube die tiefen Vorzüge und die ebenso großen Schwächen vor allem des Alters in dem damals Bestehenden zu kennen. Da Krieg und Revolution auch hier alles verwüstet und vergiftet haben, die Tradition, den Geist, die Menschen, die Methoden, so erzähle ich in einigen Worten, wie ich mir den Aufbau oder Neubau für spätere Zeiten denke; wie Deutschland sich künftig einmal einrichten muß, wenn es seine jungen Leute anders, sehender, klüger in die Welt senden will, als wir gesandt worden sind.

Was an der alten Schule, vor allem dem humanistischen Gymnasium, bedeutend war, läßt sich in zwei Worten nennen: Wilhelm von Humboldt und Klassizismus. Es steckten große Eigenschaften darin, eine schlichte Frömmigkeit, hohe sittliche Forderungen des einzelnen an sich selbst; eine lange und gewissenhafte formale Schulung, die mit dem Latein anfang und endete. Die Gewöhnung an Pflichten, Fleiß, Wahrheit, Gründlichkeit wurde früh und für immer eingepflanzt. Eine stoische Weltauffassung herrschte, wie man sie bei Cicero las, eine Geringschätzung des Behagens, eine Verachtung kleiner persönlicher Vorteile. Aber diese Schule hat doch der Hofmeistererziehung des 18. Jahrhunderts ein Ende gemacht, die, wie groß auch ihre Mängel waren, inmitten der Welt und mit heiterer Kenntnis der Welt, ihrer Lagen und Bedingungen stattfand. Ein grauer Ernst lag seitdem in den Klassen und Gängen, vor dem es nur ein Ausbrechen, bitteren Haß, innere Auflehnung oder dumpfes Sichfügen gab. Die Klosterschule, nicht die Pagen-erziehung der Ritterzeit war das Vorbild. Der sittliche Imperativ war durchaus geistlicher, nicht kriegerischer Herkunft.

Und dieser Klassizismus war doch nur ein feiner, blutarmer, bürgerlicher Nachklang der Renaissance, der sich mehr und mehr in

pedantischem Ästhetisieren und frostigem Formalismus verlor. Die Welt des Schulmeisters, dieses begeisterten Feldwebels der Grammatik, war die Welt überhaupt. Was draußen vor sich ging, zog den Schüler nur von Horaz und Livius ab. Und dieser Klassizismus war außerdem geschichtsfeindlich durch und durch. Nur zeitlose antike Fragen waren würdig lateinisch behandelt zu werden. Auch bei Cäsar war sein Gebrauch des Akkusativs cum infinitivo wichtiger als die Eroberung Galliens selbst. Kein Zeitereignis leuchtete herein, kein Zeitgedanke, kein großer Zeitgenosse. Nicht Abraham Lincoln, sondern Jugurtha, nicht der Panamakanal, sondern die Via Appia wurden genannt. Alle Bücher waren von Schulmeistern geschrieben, des Lernens wegen. Aus dem Gymnasium stammt die politische Weltfremdheit des 19. Jahrhunderts, die über Plutarch den amerikanischen Bürgerkrieg vergaß und römische Waffen besser kannte als die japanischen Weltmachtziele. Erzogen wurden wir für alles mögliche, für Theologie, Philologie und Philosophie, nur nicht für die Gefahren der Weltlage, die rings um uns her auf der Lauer lagen, denn von ihnen wußte der Lehrer selbst nichts. Und darüber ging der Schule zuletzt der Begriff von dem verloren, was Erziehung sein sollte und was man überall gewußt hat, wo es eine echte Erziehung großen Stils gab: in altrömischen Senatorenfamilien, in höfischen Kreisen der Ritterzeit, im 18. Jahrhundert, in England zu Eton und in Oxford und heute noch in manchen Kreisen Deutschlands, die durch Rang und Beruf der großen Wirklichkeit nahestehen: das Lernen an den Tatsachen und nach dem lebendigen Vorbild, Bildung und Zucht, Kenntnisse und Takt, wissenschaftliche und gesellschaftliche Erfahrung. Die Art sich zu halten, sich öffentlich zu bewegen, zu urteilen, sich auszudrücken — das ist nicht Nebensache. Der echte Erzieher wirkt mehr durch das, was er ist, als was er sagt. Dadurch erzieht von jeher jede gute Gesellschaft. Und niemand hält schließlich auf seine Seele, der nicht auf sein Äußeres hält. Das Auge lernt schneller und tiefer als der bloße Verstand. Und endlich: das Äußere bedeutet doch auch eine Sicherheit des Auftretens in der Welt, von der unser Schicksal abhängt. Der geschulte Blick für Tatsachen, Lagen, Gefahren macht die bloßen Kenntnisse erst wertvoll. Erst Haltung und dann Wissen — aber wir hatten, als Nation, überhaupt keine

Zucht und viel zu viel Bildung. Wir wurden vollgestopft mit lebensfremdem Wissen, unermüdlich, zwecklos, ziellos, von Lehrern, die keine andre Aufgabe kannten. Aber das eine ist Gelehrsamkeit, das andere ist Klugheit, Lebenserfahrung, Weltgewandtheit — und wo blieb die?

Der Typus des Lehrers! Den alten, längst veralteten haben wir nicht mehr und den neuen noch nicht. Aber etwas muß da sein, eine vorbildliche Erscheinung, ein Stück bedeutender und überlegener Wirklichkeit, das den Schüler packt und mit sich zieht. Der selige Magister im abgeschabten Rock, den Kopf voller Horazverse, konnte Ehrfurcht einflößen — aber in einer Zeit, als es noch keine Autos und Flugzeuge gab. Es geht viel verloren, wenn man in jungen Jahren seine Erzieher innerlich nicht achten kann, sich ihnen überlegen fühlt, sie auslacht. Aber ein begabter Knabe hungert eben nach der Wirklichkeit seiner eigenen Jahre, und er ahnt wie sie aussieht. Wir brauchen Erzieher, die sich früh in den Kreisen der großen Praxis umgesehen haben und zu Hause fühlen, die aufzutreten wissen, die gesellschaftlich gereift sind, die Welt kennen, Sport treiben, bei denen der Schüler das Gefühl hat, den Tatsachen der Zeit persönlich näher zu kommen. Seminar und Hochschule reichen bei weitem nicht mehr aus, um auf diese Aufgabe vorzubereiten, die durch das Schülermaterial der Zeit, seine in der Zeit liegende Lebensrichtung und die langsam aufwachenden immer neuen Lebensziele und -formen gestellt wird. Es ist nötig und ausreichend, ein Fach bis zur Beherrschung kennen zu lernen — daneben zwei oder drei andere zu kennen —, aber nicht ausschließlich im Hörsaal. Wir müssen den Lehrer von Klosteridealen freimachen, wenn er den Schüler davon befreien soll. Wir dürfen nicht zusehen, wie ein begabter Mensch daran gewöhnt wird, Homerverse zu skandieren, während das Land zusammenbricht. Wer englisch unterrichten will, sollte ein Jahr in einer englischen Firma gearbeitet haben. Da und nicht bei Shakespeare lernt man den Engländer, seine Lebensauffassung und sein politisches Denken kennen. Und das ist doch der Zweck eines ernsthaften englischen Unterrichts: mit der Sprache einen Begriff vom Charakter und der heutigen geschichtlichen Lage dieses Volkes und seines Weltreiches zu erhalten. Das beste Lesebuch sind die Times, auch sprachlich,

vorausgesetzt, daß der Lehrer drüben gelernt hat, wie man sie zwischen den Zeilen liest. Die Dichter kann jeder auch zu Hause lesen, und Shakespeare ist zu gut für ein Zerpfücken im Chorus zur Gewinnung von Aufsatzstoffen.

Wer Physik und Chemie treibt, sollte eine Zeitlang in einem Hüttenwerk gewesen sein, denn die junge Generation muß außer den Formeln auch einen Blick dafür erhalten, wie deutsche Willenskraft und Organisationsgabe aus gelehrten Erkenntnissen eine Industrie aufgebaut haben, ohne welche die Hälfte unseres Volkes nicht leben könnte. Die Namen Borsig, Siemens, Krupp, Ehrhardt sollten zu einem inneren Erlebnis ihrer Arbeit werden. In großen Umrissen müßte die Bedeutung von Schiffbau und Schifffahrt auftauchen, das Zukunftsproblem der Aufschließung der Kohle, die politische Bedeutung des Besitzes von Eisenerzlagern und unsere Erzverluste durch den Versailler Vertrag, der Gedanke von Stinnes, die in der Bearbeitung eines Produkts sich ablösenden Industrien in eine Hand zu legen, um den Weg vom Rohstoff zum Fertigfabrikat so einfach und billig als möglich zu machen, die Bedeutung der intensiven Landwirtschaft als einer chemischen Behandlung des Bodens. Was haben wir von all diesen Dingen gewußt, als der Krieg ausbrach, als er um dieser Dinge willen ausbrach? Denn es geschah aus Neid auf Leistungen, von denen man in der Schule nichts erfuhr.

Und wer Geschichte studiert, auch griechische oder römische, sollte die diplomatischen Akten des letzten Jahrhunderts gründlich kennen und als Sekretär bei einer Gesandtschaft oder einem Generalkonsulat einmal aus der Nähe gefühlt haben, wie Geschichte gemacht wird. Er kann dann seine Schüler lehren, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als die Schulweisheit unserer Historiker sich träumen ließ. Die Staatsprüfung kann durch eine Diplomprüfung in den einzelnen Fächern ersetzt werden. Das pädagogische Handwerk lernt man doch erst am lebenden Gegenstand, und das Diplom würde den Übergang in einen andern Beruf (Ingenieur, Dolmetscher, Privatsekretär) freihalten, wenn jemand erkennt, daß er sich mit dem ersten vergriffen hat.

Dann der Sinn des höheren Unterrichts selbst! Ist er sich überhaupt noch einer klaren Aufgabe bewußt, wie zur Zeit Humboldts, oder

zerfällt er in ein Bündel von Fächern, die als Selbstzweck mit Ressortpatriotismus betrieben werden? Soll er der Hochschule ein Stück Vorarbeit abnehmen, oder jenes Halbwissen auf allen Gebieten erzeugen, das man bei uns Bildung nennt? Seit die humanistischen Ideale verblichen sind, fühlt man ein ängstliches Bestreben, den Schüler nichts für sich allein tun, denken oder empfinden zu lassen. Die Arbeitskraft wird völlig für den Unterricht in Anspruch genommen, jeder überhaupt denkbare Gegenstand pädagogisch serviert, bevor der Hunger da ist; alle Bücher sind Schulbücher; alles erlaubte Denken soll erzieherisch geleitet werden. Aber wofür? Ich meine, hier soll die Schicht gezüchtet werden, welche die kommenden deutschen Geschicke trägt und führt, gesellschaftlich, geistig, politisch, wirtschaftlich, und das Ziel sollten danach die Eigenschaften sein, die heute und für uns dafür notwendig sind: Klugheit, Weitblick, Ausdauer, Disziplin und vor allem persönliche Selbständigkeit. Wer heute irgendwie in der europäisch-amerikanischen Welt mitzählt, ist in einem kaum geahnten Grade Autodidakt, der Deutsche mehr noch als andere Menschen. Selbst in der Schule machen wir uns aus dem, was wir hören und sehen, eine stille persönliche Lehre für unseren Bedarf zurecht, vielleicht kaum bewußt; aber eben deshalb sollte der höhere Unterricht den wirklich Begabten mehr anregen, wecken, vor einen weiten Kreis von Möglichkeiten stellen als in eine feste Form pressen. Aber dazu gehören freie Zeit, offenstehende Bibliotheken, die Erlaubnis, in gewissen Grenzen die Schulstunden und -stoffe auswählen zu dürfen, Studienklubs der Schüler unter sich, vor allem aber das bedeutende Buch, das für uns immer der große Vermittler zur Wirklichkeit gewesen ist, dem besten Lehrer zum Trotz.

Aber was für Bücher sind in den Händen unserer Jugend! Hat sich schon einmal jemand der Psychologie des deutschen Lehrbuchs zugewendet? Die Welt als Lernstoff, die Geschichte als Gedächtnisübung, das Leben in Paragraphen aufgeteilt! Wer hat all diese Bücher geschrieben? Menschen, die den Stoff selbst nur noch aus Büchern kannten. Es gibt nichts Weltfremderes, Engeres, Flacheres als das normale Lehr- und Lernbuch, heute das einzige, das von Amts wegen in Schülerhände kommt. Hier schlage ich vor, daß zu diesen als Ergänzung umfangreiche Handbücher geschaffen werden,

ausschließlich zum Privatgebrauch bestimmt, für Schüler und solche Menschen, die sich selbst erziehen wollen, die man sämtlich in viel höherem Grade als Erwachsene behandeln darf als ein geborner Lehrer es in der Regel vermag. Diese Bücher sollten nicht für den Unterricht verwendet werden. Sie müßten ausgezeichnete Literaturangaben und andere Winke enthalten, um selbständiges Weiterarbeiten in Bibliotheken und anderswo möglich zu machen, und sie müßten von den besten Kennern geschrieben werden, die wir besitzen. Es sollte zur vornehmen Gewohnheit führender Persönlichkeiten werden, auf der Höhe ihres Lebens ihre ganze Erfahrung in einem guten Buch für die Jugend niederzulegen. Ein Staatsmann sollte die Geschichte des letzten Jahrhunderts unter weltpolitischen Gesichtspunkten schreiben, mit Karten, Statistiken und Anführung der Akten. Ein Heerführer sollte die Kriegsgeschichte seit Friedrich dem Großen, ein bedeutender Industrieller oder Kaufmann das Bild der heutigen Weltwirtschaft behandeln, die doch einmal irgendwie das Feld für die meisten dieser Schüler sein wird. Für den englischen Unterricht brauchen wir ein Bild des modernen England und seines Kolonialreichs mit dessen politischer und wirtschaftlicher Struktur (das hätte Carl Peters schreiben müssen), für lateinische und griechische Stunden eine Geschichte der antiken Politik und Kultur (etwa von Eduard Meyer¹), und ebenso eine in die Seele dringende Darstellung der deutschen Dichtung und der bildenden Kunst (vielleicht von Dehio), ein Handbuch der Physik und ihrer Erkenntnisgrundlagen, und ein Handbuch der Technik, vor allem ihrer Anwendungen. Das ist die Welt, in der jeder begabte Deutsche endlich sein eigener Lehrer sein darf.

Drei bis vier Stunden täglich, streng, konzentriert, mit hohen Forderungen — es braucht nicht jeder dabei gewesen zu sein, der es nachher zu etwas bringt —, und einem freien Studientag wöchentlich, als Auszeichnung: damit muß das Notwendige bewältigt werden. Dazu zwei Stunden Sport und den Rest der Zeit für Selbsterziehung, die überall Sache eines richtig gepflegten Ehrgeizes ist. „Alles für alle“ ist ein sinnloser Grundsatz, mit dem heute der Mangel eines wirklichen Ziels verdeckt werden soll.

¹ Dessen Buch über Cäsars Monarchie jeder kluge Schüler nicht lesen, sondern studieren mußte.

Und nun die einzelnen Gebiete: Religion sollte entweder ehrlich, ernst, stark oder gar nicht zu Worte kommen. Eine Anstalt, die von schlichter Frömmigkeit durchdrungen ist, wie es früher viele gab, ja — aber durch Halbheiten, „dogmenlosen Moralunterricht“, „Weltanschauungslehre“ oder wie man den Ersatz von Religion durch das Feuilleton sonst nennen will, sollten junge Menschen nicht zu Literaten erzogen werden.

In den Mittelpunkt würde ich das Latein stellen, auch heute noch. Dem gründlichen Lateinbetrieb seiner Gymnasien während des vorigen Jahrhunderts verdankt Deutschland mehr als es ahnt: seine geistige Disziplin, sein Organisationstalent, seine Technik. Die in langjähriger, täglicher, pedantischer Gewohnheit des Umdenkens in die disziplinierteste Sprache, die es gibt, erworbene Art geistig zu arbeiten ist es, die seitdem als ererbte Tradition in Laboratorien, Werkstätten und Kontoren zur Wirkung gelangte, auch für die, welche ohne diese unmittelbare Schulung in die Tradition beruflich hineinwuchsen. Ich halte dieses Kernstück unserer geistigen Rüstung heute für unentbehrlicher als je. Es ist durch nichts zu ersetzen, auch nicht durch das ganz mechanische Denkverfahren der Mathematik. Es hat uns praktisch vor den Folgen des geistigen Schlenderns der Romantik bewahrt, und es würde uns, wenn es heute preisgegeben würde, von der Höhe realer Leistungen stürzen, die uns das Leben fristet, nachdem wir infolge dieser Leistungen ein Weltvolk geworden sind. Ob jemand ein guter oder schlechter Lateiner ist, darauf kommt es nicht an. Er muß nur Jahre hindurch zum Mitarbeiten gezwungen sein.

Dann Deutsch: es gibt kein zweites Volk, das seine Muttersprache so elend spricht und schreibt. Wir haben niemals eine hohe Schule des deutschen Stils besessen; wir haben kein Werk über die Kunst, gut zu schreiben — Nietzsche hätte es uns geben können, aber wer sonst? —, und die Lehrer des Deutschen verstehen sie in der Regel selbst nicht. Wenn hier etwas besser werden soll, so muß zunächst der deutsche Aufsatz verschwinden, dieser Erzieher zur Schund- und Schmockliteratur, mit der Verlogenheit seines Aufbaus, seiner Redensarten und Satzschlüsse, seiner Behandlung von Dingen, über die weder der Schüler noch der Lehrer — wenn er Verstand besitzt — noch sonst ein Mensch etwas vernünftiges sagen kann, für

den aber die deutsche Literatur immer wieder genotzüchtigt wird, um ein noch nicht ganz verbrauchtes Thema zu liefern. Nein, wenn wir schreiben lernen wollen, ungezwungen, klar, tief, gründlich, so müssen wir uns über etwas ausdrücken, das uns geläufig ist, die einfachsten Kenntnisse der Physik und Mathematik, die Darstellung eines geschichtlichen Ereignisses, die Erklärung geographischer oder wirtschaftlicher Tatsachen, und zwar täglich, als selbstverständliche mühelose Gewohnheit, ohne die inneren Hemmungen einer großen Veranstaltung von mehreren Stunden mit einem Stoß weißen Papiers auf dem Tisch. Keine feierliche Disposition, sondern das zwanglose Hinschreiben in einem Zuge, ohne Nachdenken über Anordnung und Wortwahl, weil man die Sache selbst im Kopfe hat: das ist der Weg zum guten, das heißt selbstverständlichen Stil. Kein Geschwätz über die Charaktere eines Dramas oder einen Moralsatz: ein anständiger Mensch schämt sich, seine Erlebnisse und Gefühle auszubreiten und versteckt sich hinter Phrasen. Der Aufsatz ist stets eine Komödie für den, der ihn schreibt, zuerst vor dem Lehrer, zuletzt vor sich selbst. Aber auch hier ist ein Buch über die Kunst des guten Schreibens nötig, von einem tiefen Kenner, um trotz Schule und Zeitung, Roman und Feuilleton den Schüler im Stillen ahnen zu lassen, worauf es ankommt.

Geschichtsunterricht, oder die politische Erziehung des Volkes durch die Schule: wer hätte früher begriffen, daß beides dasselbe ist? Die Geschichtslehrer vom besten Schlage waren gelehrt, begeistert, Patrioten, aber völlig weltfremd und politisch ahnungslos. Im Grunde waren sie alle Philologen oder Theologen. Wir saßen unter dem einstürzenden Turm und sagten die Schlacht bei Cannä auf, aber vom amerikanischen Bürgerkrieg mit seinen Riesenschlachten wußten unsere Lehrer selbst nichts. Hätten wir ihn gekannt, wir hätten den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg anders eingeschätzt. In England und Frankreich hat man die Aufgabe der Schule besser verstanden. Geschichte ist kein Lernstoff und kein Tummelplatz menschenfreundlicher Gefühle. Was wir brauchen, ist eine starke, tägliche, tiefe Erziehung des Nationalbewußtseins, als einer überlegten Haltung, aber mit dem Unterbau einer rücksichtslos auf das Tatsächliche verweisenden Schilderung

der neueren Geschichte mit ihren Mächten und Machtzielen, ihren politischen, militärischen, wirtschaftlichen und Propagandamitteln, mit den geographischen Bedingungen von Seehandel und Seekrieg, Rohstoffversorgung und Export; und da ein Lehrer, wenn er kein Genie ist, nicht alles das wissen kann — obwohl er es eigentlich müßte — so bleibt wieder nur das Buch, das Kenner geschrieben und mit allen Mitteln zu eignem Eindringen in die Probleme ausgestattet haben. Zu wissen, daß alle Politik Machtpolitik ist, daß Schwäche Vernichtung bedeutet; zu wissen, daß jeder Einzelne als unentbehrliches Glied seiner Nation leben, denken und handeln muß, mit jedem Atemzuge; und zu wissen, wo und wie die großen Entscheidungen der letzten Jahrzehnte sich vorbereiteten und die künftigen sich vorbereiten werden — das zum vollen Verständnis zu bringen ist es, was ich Geschichtsunterricht nenne, der streng, täglich, jahrelang betrieben werden muß und auch die antike und mittelalterliche Geschichte unter vergleichende und realpolitische Gesichtspunkte stellt. Jede Schule sollte, englisch gesprochen, ihre debating clubs haben, in denen die Ereignisse des Tages, Finanzpolitik, Währungsfragen, die möglichen Folgen politischer Spannungen und Verträge durchgesprochen werden.

Dagegen liegt alles andere einfach: Die fremden Sprachen, durch welche man gleichzeitig die Völker begreift, wie sie in der heutigen Wirklichkeit sind, und nicht, wie sie sich in ihrer Dichtung ausnehmen; die Mathematik und Physik, die praktisch und mit dem Horizont ihrer heutigen Anwendung getrieben werden sollen; Botanik und Zoologie, die man dem Privatstudium derer überlassen darf, die sich zu ihm hingezogen fühlen, seitdem die Mode des Darwinismus zu Ende ist; Geographie, die für alle nur insoweit in Betracht kommt, als sie mit der großen Politik verbunden ist; Philosophie, die man in Gestalt des logischen und psychologischen Krimskrams der Lehrbücher jedem jungen Menschen fernhalten sollte, damit seine natürliche, unliterarische Philosophie Zeit findet zu wachsen, nämlich als die Sicherheit, auf seinen Beinen frei und stolz in der Welt zu stehen, mit gutem Gewissen, einem unverbildeten Blick für das was ist, und Ehrfurcht vor dem Geheimnis. Endlich und vor allem aber will ich noch eins fordern, um die Freiheit der Persönlichkeit und die Auslese aller echten Begabungen

durch eine praktische Einrichtung zu sichern: Die Trennung der Reifeprüfung von der Schule.

Es gibt in Deutschland, vielleicht mehr als anderswo, eine Menge prachtvoller junger Menschen, klug, von Rasse, ehrlich, stolz, aus allerbestem Holze, die für den methodischen Schulbetrieb nicht geschaffen sind. Sie sind unter dessen Druck zu tausenden innerlich gebrochen worden, strafweise entlassen, davongelaufen und nach Amerika gegangen oder in dürftigen Berufen verschollen, weil sie sich durch irgendwelche Torheiten gegen den gleichförmigen Zwang aufgelehnt hatten und in unserem Berechtigungssystem keinen zweiten Weg fanden. Sie wurden damit von der Hierarchie der Prüfungen für höhere Berufe ausgeschlossen, während Stubenhocker und Musterknaben sich endlich durch alle hindurchwanden. Aber auf die ersten kommt es an. Von ihnen hat Deutschland mehr in seiner Not als von der braven und blutarmen Mittelmäßigkeit. Das bestehende System schloß Autodidakten aus, schloß auch die vielen aus, die sich in unserer Rasse spät entwickeln, mit 15 Jahren beschränkt und scheu sind und mit 25 plötzlich aufwachen, und schloß endlich die aus, deren Eltern zu arm waren, um jahrelang auf Verdienst verzichten zu können. Wenn denn einmal von Demokratie die Rede sein soll, so muß es hier geschehen. Die Schule möge Führungszeugnisse erteilen, denn sie besitzt ein Urteil über die Ergebnisse ihrer Zucht. Aber der geistige Rang sollte ganz unparteiisch, unabhängig von allen Schulen, durch eine Reichsprüfung ermittelt werden. Zu dieser müßte sich jeder melden dürfen, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, Stellung und Vorbildung. Kein Arbeiter sollte künftig über Bildungsprivilegien der Besitzenden klagen dürfen, denn er kann, eignen ausdauernden Fleiß vorausgesetzt, mit denselben Aussichten an demselben Prüfungstisch erscheinen. Kein Vater brauchte seine Söhne um jeden Preis im Gymnasium zu halten, denn der Weg zur Reifeprüfung würde künftig ohne Zeitgrenze auch über Kontor und Werkstatt führen. Die Prüfung müßte mehrmals jährlich im ganzen Reiche und überall an denselben Tagen stattfinden, etwa in den Rathäusern, mit genau denselben Aufgaben, die durch eine eigene Kommission nach großen Gesichtspunkten sorgfältig ausgearbeitet und gedruckt worden sind. Die Bearbeitung der einzelnen Fragebogen erfolgt an

sechs Tagen im Abstand von je einer Woche, je etwa dreistündig und durchaus schriftlich. Sie besteht in je ein oder zwei Darlegungen und der kurzen Beantwortung von Fragen, die mehr ein Können als angelerntes Wissen voraussetzen. Die Aufgaben sind in zahlreiche umfangreiche Gruppen eingeteilt, zur persönlichen Auswahl nach Veranlagung und Absicht des einzelnen innerhalb fester Grenzen, und müssen in einer Mindestzahl richtig behandelt werden. Die Zahl der Prüfungstage und -fragen und deren Vielseitigkeit schalten den Zufall aus. Die Korrektur erfolgt ohne Kenntnis des Namens und Prüfungsortes nach sorgfältig festgelegten Regeln, wofür ältere Studenten und angehende Lehrer hinreichend zur Verfügung stehen. Das Ergebnis, das gleichzeitig die Schulen und Schularten und ebenso die private Ausbildung auf ihre Leistungen hin dauernd und öffentlich prüft, ist ein Diplom mit einem Titel, wie etwa früher Licentiat oder Baccalaureus, also ein Dokortitel geringeren Ranges, der jedem wirklich Fähigen mit einem entsprechenden Aufwand von Fleiß und Arbeit erreichbar ist und der eine ganz objektive Auslese der Begabungen Deutschlands liefern könnte. Das scheint mir der eigentliche Sinn des Wortes Reifeprüfung zu sein.

Zum Schluß hätte ich den Wunsch nach einem deutschen Eton, nach einigen Schulen edelster Zucht von hervorragend begabten Menschen. Warum sollten nicht aus Schulpforta, dem Tübinger Stift, dem Johanneum in Hamburg, den Franckeschen Stiftungen in Halle, dem Kloster Ettal solche Schulen geschaffen werden können, mit großen Anlagen für jede denkbare Art von Studium: ein Aufenthalt in Stille und Freiheit, mit viel Sport und mit den Besuchen berühmter Männer, die sich gern einige Tage dort aufhalten, um die heranwachsende Jugend auf mögliche Aufgaben hin zu prüfen, und die aus hoher Erfahrung heraus mit ihr über das sprechen, was die Welt eines Tages von ihnen fordern wird?

DAS RECHT ALS ERGEBNIS VON PFLICHTEN

Im Recht sollte die Weltanschauung eines Volkes, seine Seele, rein und ungetrübt zum Ausdruck kommen. Recht ist die gewollte äußere Form des Daseins, so wie es in den Grenzen eines geschichtlich bewegten Ganzen, einer Nation, eines Staates verläuft. Aber diese äußere Form ist stets, wenn sie echt sein soll, das Ergebnis nicht nur der geschichtlichen Entwicklung, sondern vor allem der inneren Form dieses Daseins, also des Charakters einer Nation. Der Römer braucht ein anderes Recht als der Athener, der Deutsche ein anderes als der Engländer. Ein allgemein richtiges Recht gibt es nur in den Köpfen lebensfremder Gelehrten und Schwärmer.

Die Quelle jeden lebenden Rechts muß demnach das Leben selbst sein, und die Voraussetzung für den Gesetzgeber, es ungetrübt und ganz in Gebote und Verbote zu fassen, eine in großen Verhältnissen der gegenwärtigen Gesellschaft, Wirtschaft und Politik durch eigene Tätigkeit erworbene Lebenserfahrung. Der römische Prätor studierte kein griechisches oder ägyptisches Recht. Er verstand sich als Beamter, Heerführer und Finanzmann auf alle Verhältnisse der ihn umgebenden römischen Welt. Darin liegt für uns das Vorbildliche nicht des römischen Rechtes selbst, sondern seiner Entstehung.

Es war ein Verhängnis für das deutsche Volk, daß die altgermanischen Rechte, welche sich seit der Völkerwanderung durch Sitte und Brauch lebendig fortentwickelt hatten, seit 1495 durch die römische Rechtswissenschaft ersetzt und vernichtet wurden. In England gilt heute noch das stetig fortgebildete Normannenrecht. Dem französischen Code civil, der unter dem Vorsitz Napoleons geschaffen wurde, liegt als Ersatz dafür nicht nur dessen gewaltige Menschenkenntnis und praktische Erfahrung auf allen Gebieten der Verwaltung und Finanzen zugrunde, sondern auch die seiner Mitarbeiter, die an den Menschen und Ereignissen der Revolution eine außergewöhnliche Schule durchgemacht hatten. Nur das heutige Deutschland besitzt ein Recht, dessen wirkliche Erfahrungsquelle nicht das Leben der Zeit und überhaupt nicht das Leben, sondern

ein lateinisches Buch ist. Es besitzt eine Schulung von Richtern, die nicht auf einer frühzeitigen Praxis, sondern einer gelehrten Theorie, auf der Gewöhnung an ein immer feineres Zerspalten und Verknüpfen abstrakter Begriffe aufgebaut ist. Die formale Übung ersetzt Menschenkenntnis und Welterfahrung. „Die deutsche Rechtswissenschaft von heute stellt in sehr bedeutendem Maße ein Erbe der Scholastik des Mittelalters dar. Ein rechtstheoretisches Durchdenken der Grundwerte unseres wirklichen Lebens hat noch nicht angefangen. Wir kennen diese Werte noch gar nicht.“¹ Das ist mit der Gründung des Deutschen Reiches nicht besser sondern schlimmer geworden. Sowohl das bürgerliche Gesetzbuch als das Strafgesetz sind ausschließlich von Rechtsgelehrten und Berufsrichtern geschaffen worden. In beiden Werken herrscht die römische Aufteilung des Rechtsstoffes in Rechtsbegriffe, und zwar unbedingt.

Es hat sich bitter gerächt, daß wir statt des römischen Prätors das römische Recht selbst als Vorbild empfangen. An die Stelle schöpferischer Gesetzentwicklung trat damit ein verbitternder Kampf des Lebens gegen das Buch und den Buchstaben, ein Kampf, der nur langsam und immer viel zu spät Zugeständnisse von seiten der Gesetzgeber erzwang. Wenn wir in Deutschland überall auf eine tiefe Abneigung gegen die „Behörde“, das „Gericht“, sogar den Staat wie gegen etwas Fremdes und Feindliches stoßen, so beruht das vor allem auch darauf, daß unser gesamtes gesellschaftliches und wirtschaftliches Leben in der Tat zwangsweise nach Grundsätzen geordnet worden ist, die ihm innerlich ganz fremd sind, und daß es von einer durch dasselbe Recht rein formal und theoretisch erzogenen Beamtenschicht unter Aufsicht gehalten wird. Sogar der Haß gegen „das Kapital“, dem der Marxismus seinen Erfolg gerade in Deutschland verdankt, hat einen seiner Gründe auch darin, daß die gesamte wirtschaftliche Gesetzgebung dem — für uns — flachen und brutalen Begriff der römischen Sache statt dem des germanischen Eigentums unterstellt worden ist.

Jedes gewachsene Recht ist das Ergebnis von Pflichten. So war es immer und überall, und darauf beruht die tiefe sittliche Kraft echter Rechtsbegriffe, in deren geheimer Metaphysik der

¹ Sohm, Institutionen S. 170. Z. folg. vgl. Unt. d. Abdl. II, Kap. 1, § 18—19.

Lebenstakt einer Rasse schlägt. Was uns Deutschen fehlt — und dem Engländer nicht gefehlt hat — ist die lange schweigende Erziehung des Volkes durch sein eignes, aus seinem Blut geborenes, mit ihm gewachsenes und gereiftes Recht. Auch das römische Recht beruhte auf Pflichten, nämlich den strengen Pflichten des römischen Bürgers der Bürgerschaft gegenüber, die uns ganz anders angelegten Menschen als unerträgliche Sklaverei erscheinen würden. Das englisch-normannische Herrenrecht beruhte auf der Bereitschaft des Adels, Leben und Besitz jederzeit für den Herrscher zu opfern, diesen dann aber auch als den Ersten unter seinesgleichen zu behandeln. Hierher stammt der moderne Stolz des einzelnen Engländers, die Idee der englischen Freiheit, das „my home is my castle“. Überall sind es Pflichten, welche Rechte erzeugen. Dem heutigen deutschen Recht fehlt diese Idee, wie ihm alle Ideen fehlen. Es enthält an Stelle groß empfundener Pflichten — ein Strafgesetz.

Das römische Recht hat uns verdorben. Es kam in gefährlicher Weise den Neigungen des deutschen Michel entgegen, zu träumen, zu schlendern, sich alles Tatsächliche gefallen zu lassen. Die jammervolle Vergangenheit, das Bündel von Zwergstaaten und Winkelvaterländern, in denen es keine Aufgaben gab außer solchen, die der Mühe nicht lohnten, kaum eine Haltung außer der von Bedienten — diese ganze zerfallene Welt verstaubter Gotik hat unseren Stolz gebrochen. Denn der Stolz einer Nation beruht auf ihrem Recht.

Auf diesem Boden erwuchs das seelenlose römische Recht deutscher Nation. Man vergesse nicht, daß der Teil des Corpus Juris, um den es sich handelt, das Pandektenrecht, aus der Amtstätigkeit des Praetor peregrinus hervorgegangen ist, nicht aus der des viel angesehenen Praetor urbanus. Dieser hatte es mit seinesgleichen zu tun, römischen Bürgern, jener mit Fremden, also bloßen Objekten der römischen Macht. In der Kaiserzeit waren alle Völker Objekte dieser Macht, und dieses „Völkerrecht“ (*jus gentium*) wurde seit 200 n. Chr. im Orient von gelehrten Juristen kommentiert, die Masse dieser Kommentare nach orientalischen Gesichtspunkten gesammelt, ausgezogen und umgedeutet. So entstand das Pandektenrecht für Byzanz, also für einen orientalischen Herrscher,

der nur Ergebung kannte — Islam heißt Ergebung — aber kein Recht der Persönlichkeit und keinen freien Willen. Rom selbst war damals im Besitz von Germanen.¹

Aber dem germanischen Leben liegt die Idee der Freiheit zugrunde. Es will frei sein von allen Schranken, welche seiner inneren Gestalt und deren Wirkung nach außen widerstehen. Der Germane fühlt sich frei der ganzen Welt gegenüber, als Persönlichkeit, als Mann, jeder für sich, so wie er auch als gläubiger Christ, betend oder büßend, allein vor seinem Gotte steht.² Dieses nordische Lebensgefühl hat die Völkerwanderung mit den Sachsen, Goten, Franken und Normannen über ganz Westeuropa gebreitet, und aus ihnen ist mit der Ritterzeit und den Kreuzzügen der Typus aller heutigen Völker des Abendlandes entstanden. Es entstand nicht nur das Grundproblem gotischen Nachdenkens, das der Willensfreiheit, sondern auch die dichte Reihe von Gestalten, die es durch ihre Erscheinung gelöst hatten, von den Wikingern und Staufenkaisern über die Führer der Renaissance bis zu den Trappern Amerikas und den Erfindern und Organisatoren unserer Tage. Und wenn der Germane als Ordensritter in Demut diente wie im deutschen Osten und im Kampf gegen die spanischen Mauren, so opferte er in freiem Entschluß sein Recht einer höheren Sache. Diese Pflicht in innerer Freiheit auf sich nehmen ist sein höchstes Recht. Auf ihm beruhen die stolzen Ideale der gotischen Gefolgstreue, der Offizierspflicht und des altpreußischen Staatsdienstes. Dem Pandektenrecht ist diese seelenhafte Freiheit fremd und unbekannt. Es kennt nur die Obligation, den Anspruch auf die Leistung eines andern.

Aus der Freiheit folgen nun aber die germanischen Ideen der Familie und des Staates, zwei Kreise des Zusammenhangs von Rechten und Pflichten, die nur zusammen, als lebendiges Ganzes denkbar sind. Man mag sie *privates* und *öffentliches Recht* nennen: ihr Zusammenhang besteht darin, daß die Familie die Fortdauer dieses Lebens in Geschlechterfolgen sichert, der Staat es aber politisch schützt und wirtschaftlich erhält.

Daraus ergeben sich die notwendigen und natürlichen Grundzüge eines deutschen Rechtes. Da die Geschichte es nicht für uns ge-

¹ Unt. d. Abdl. II, Kap. 1, § 17. ² ebda II, Kap. 3, § 17.

schaffen hat, so muß es heute die geschichtliche Erkenntnis schaffen. Im folgenden wird der Versuch gewagt, diese Grundzüge in wenigen Worten anzudeuten.

Danach ordnet das Gesetz die Verhältnisse des tatsächlichen Lebens. Träger dieser Ordnung ist für uns der freie menschliche Wille — nicht philosophisch als frei bewiesen, sondern rechtlich als frei behandelt — der sich auf Handlungen, Lagen, Schöpfungen oder einen fremden Willen richten kann. In bezug auf ihn gibt es nicht körperliche Personen und körperliche Sachen im Sinne des römischen Rechts, sondern Ausgangspunkte und Ziele — Subjekte und Objekte — seines Wirkens. Ausgangspunkt, Subjekt eines freien Willensaktes sind der Einzelne, die Familie, der Stand, der anerkannte Verband, zuletzt die Nation, welche durch die Vertreter ihrer Hoheitsrechte handelt und beschließt. Objekte — Mittel oder Ziele von Handlungen und Eigenschaften der Lagen oder Dinge — sind die Ehre, die Freiheit und Sicherheit, das Eigentum. Eigentum ist keine Sache, sondern für uns eine Eigenschaft in bezug auf einen Willen, die ebenso an Gedanken und Verhältnissen haften kann wie an Körpern. Der Begriff des geistigen Eigentums war den Römern völlig fremd.

Jedes Recht entspricht einer Pflicht. Eine Pflicht — gegen den Einzelnen, die Familie, den Verband, die Nation — ist ein Recht, insofern man es nicht empfängt, sondern gibt. Das Tun des Rechten gibt Anspruch auf die Pflichterfüllung des andern. Das Tun des Unrechts hebt diesen Anspruch auf.

Das Wesen der Strafe beruht also darauf, daß jeder Pflichtverletzung eine Verkürzung der Rechte folgt und zwar an Ehre, Freiheit und Eigentum.

Deshalb sollten bürgerliches und Strafrecht gleichartig gebaut sein. Sie verhalten sich wie Recht und Unrecht, wie Setzung und Sicherung derselben Verhältnisse. In den Gesetzwerken Deutschlands stehen sie sich weltenfern. Das eine Buch ist den Institutionen und Pandekten nachgeahmt bis zu der heute ganz unmöglichen Verteilung der Schuldverhältnisse auf Sachen- und Obligationenrecht, das andere, für das es ein lateinisches Vorbild nicht gab, mühselig und ohne die Idee einer tieferen Ordnung zusammengetragen, wie ein Blick auf die Kapitelfolge lehrt. Dem entsprechend kommt im

gerichtlichen Verfahren immer wieder eine zwiespältige Praxis zum Vorschein, je nachdem die Richter als Romanisten oder Kriminalisten zu denken gewöhnt sind.

Das englische Recht ist vom Zusammenhang zwischen *rights* und *wrongs* tief durchdrungen und ebenso von ihrer Aufteilung in *privates* oder öffentliches Recht und Unrecht. Ein künftiges deutsches Recht sollte aus demselben germanischen Grundgefühl feststellen, wann der Einzelwille dem allgemeinen widerspricht, wann also das *private* vom öffentlichen Interesse abgelöst wird, und weiterhin, wann die Strafe, wie gesagt als Verkürzung von Rechten infolge der Verletzung von Pflichten, vom allgemeinen statt vom Einzelwillen verhängt werden soll. In England, das statt des Staates nur die Gesellschaft (*society*) kennt,¹ wird auch das öffentliche Unrecht wie der Mord wenigstens der Form nach im Privatverfahren durch den verfolgt, der es entdeckt. Einen Staatsanwalt gibt es nicht. In Deutschland aber beruht der Gesamtwille der Nation im Staate, und eine tiefere Auffassung dieser Tatsache sollte fordern, was dem römischen Denken ganz fern liegt, daß jeder Einzelne zur Anzeige von Verbrechen nicht nur gegen Einzelne, sondern auch gegen die Nation verpflichtet wird, ohne Rücksicht auf sein persönliches Verhältnis zum Täter, und daß die Verletzung dieser Pflicht schon durch bloßes Schweigen, nicht nur durch Hehlerei, eine strenge Verkürzung an eigener Ehre, Freiheit und Eigentum zur Folge hat. Die allgemeine Anzeigepflicht, wozu auch die Haftung des Verkäufers für die rechtmäßige Herkunft der verkauften Ware gehört, würde die Zahl der Verbrechen unendlich vermindern. Jeder Täter und unrechtmäßige Besitzer fallen irgend jemand auf. Das geltende Recht läßt die Anzeige zu und belohnt sie zuweilen, aber es behandelt sie nicht als sittliche Pflicht. Es haftet ihr infolgedessen in weiten Kreisen ein Makel, etwas wie Denunziantentum an, während es möglich gewesen wäre, das Rechtsbewußtsein des Einzelnen dahin zu entwickeln, daß er mit der Kenntnis einer strafbaren Handlung einen Teil der Staatshoheit auf sich übertragen fühlt und unter dem Eindruck der damit verbundenen Verantwortung handelt. Hier zeigt sich, daß das im Orient umgewandelte „römische“ Recht den Einzelnen nur als Objekt der

¹ Preußentum und Sozialismus S. 31 ff.

Rechtsschöpfung und Rechtsprechung kennt, nicht als Mitwirkenden und Mitträger der öffentlichen Ordnung, so wie es ihn in verhängnisvoller Weise dazu erzogen hat, sich lediglich als Objekt und nicht als Glied des Staates zu betrachten.

Und noch in anderer Weise enthüllt sich der Sklavengeist dieses für germanisches Weltempfinden seelenlosen Rechts. Es verneint den Anspruch des freien Mannes, sich, seine Ehre, Sicherheit und Habe und die seines Volkes und Vaterlandes selbst zu schützen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Es verbirgt die Nichtanerkennung des persönlichen Stolzes, auch des Nationalstolzes, des Ehrgefühls, der Selbstachtung und inneren Selbständigkeit des Einzelnen hinter dem kläglichen Begriff der Notwehr. „Eine durch Notwehr gebotene Handlung ist nicht widerrechtlich“, heißt es im Bürgerlichen Gesetzbuch, aber es klingt ein Unterton durch, wonach selbst diese unerwünscht und stets der Überschreitung verdächtig ist. Vor diesem Standpunkt wird die verbrecherische Handlung formal jeder anderen gleichgesetzt. Der Täter und das sich wehrende Opfer sind gleichmäßig bloße Objekte der Rechtsprechung.

Aber es sollte umgekehrt zum Grundsatz erhoben werden: Der Verbrecher ist beim Begehen der Tat und auf der Flucht rechtlos. Ein Unrecht kann gegen den, der gerade Unrecht tut, nicht begangen werden. Erst mit der Verhaftung übernimmt der Staat die weitere Ausübung des öffentlichen Rechts: das ist die stillschweigende Grundlage der germanischen Auffassung, die in England und Amerika, wo das Normannenrecht die praktische Sitte geformt hat, so selbstverständlich ist, daß sie gar nicht besonders ausgesprochen zu werden braucht. Und ebenso sollte bei uns der freie Mann im Namen des Staates handeln dürfen und unter Umständen müssen, wenn dieser augenblicklich dazu nicht in der Lage ist. Wer eine Person, die er unzweifelhaft in Vorbereitung oder Ausführung eines Verbrechens oder nach dessen Vollendung auf der Flucht betrifft — etwa im Falle von Einbruch, Raub, Mord, Ehebruch, Notzucht, Brandstiftung — tötet oder verletzt, wird nicht bestraft. Wer gewaltsam in fremdes Eigentum eindringt, um etwas zu zerstören oder zu entwenden, ist vogelfrei. Wer von einem Dritten in Fällen dringender Gefahr für Leben und Besitz um Hilfe angerufen wird, kann von jedem Mittel Gebrauch machen, das ihm

geeignet erscheint. Und dasselbe sollte von Anschlägen gegen die Sicherheit der Nation gelten: Wer von einem Verbrechen oder Versuch des Landesverrats durch Spionage oder Verbindung mit dem Feinde Kenntnis erhält, sollte nicht nur zur Anzeige und persönlichen Anklage verpflichtet, sondern auch zu persönlichem Einschreiten in jeder Form berechtigt sein. Der Verbrecher würde wissen, unter welchen Bedingungen er handelt, und — *volenti non fit injuria*.

An der Spitze des Rechts für ein seiner Würde bewußtes Volk sollte die Ehre stehen. Sie ist das Teuerste, was ein Einzelner, Mann oder Weib, eine Familie, ein Stand, eine Nation zu verlieren und zu verteidigen hat. Wer das nicht fühlt, ist schon ehrlos. Wer eine Verletzung der Ehre, der persönlichen oder derjenigen seines Standes und Volkes duldet, hat keine zu verlieren. Ein Rechtsbuch, das den persönlichen Schutz der Ehre nicht gestattet, erblickt den Sinn des Lebens in materiellen Zuständen und entbehrt damit der inneren Würde.

Aber es gibt neben der persönlichen noch eine geschäftliche Ehre. Ein ehrenhafter Grundzug ist dem kaufmännischen Leben eines ganzen Volkes unentbehrlicher noch als dem einzelnen Kaufmannshause, wo von jeher die unehrenhafte Geschäftsführung den Abbruch persönlicher Beziehungen zur Folge hatte. Die Heraufkunft der nicht an den Ort gebundenen Finanzvermögen, die nicht in produktiven Unternehmungen bestehen, sondern in ihnen nur wechselnd angelegt werden, und die in den letzten Jahren erfolgte Umschichtung des Besitzes infolge von Krieg, Revolution und Inflation haben eine furchtbare Verwilderung des Wirtschaftslebens und die rücksichtslose Jagd nach Gewinn ohne alle Tradition, ohne Ehrgefühl, selbst ohne Furcht vor Gefängnis zur Folge gehabt. Gerade deshalb sollten ehrlose Handlungen wie Betrug, Wucher, Erpressung, Bestechung, Fälschung von Urkunden und Sachen außer den härtesten Geld- und Freiheitsstrafen den Ausschluß von allem zur Folge haben, was Vertrauen erfordert: von der Börse, vom Sitz in Aufsichtsräten und Direktorien, ferner die Nichtanerkennung der Unterschrift, die Unfähigkeit, Wechsel und Schecks auszustellen, und unter Umständen die Erklärung der Unfähigkeit, überhaupt Handelsgeschäfte zu betreiben, mit dauernder Stellung unter Polizeiaufsicht.

Freiheit und Sicherheit können privater Natur sein: Recht und Unrecht in bezug auf die Person und die Familie, oder öffentlich: Schutz und Gefährdung des Lebens innerhalb des Staates und der Wirtschaft. Zum ersten gehört die Heiligkeit des Hauses als desjenigen Teils vom Wohnraum der Nation, in welchem der Einzelwille völlig frei ist und vor jedem Eingriff geschützt sein soll. Nur der Verbrecher verliert dieses Grundrecht nordischer, in geschützten Räumen lebender Völker. Es gehört ferner dahin der Schutz des Lebens vor Freiheitsberaubung, Mord, Körperverletzung und Sittlichkeitsvergehen. Zum zweiten gehört das Eherecht, in welchem sich die germanische Idee der Familie spiegelt, also auch die Rechte der Kinder und andererseits die Verletzung dieser Idee im Ehebruch. Zur Freiheit und Sicherheit des Staates gehören Preßgesetz, Zensur und der Schutz vor Verrat; zur wirtschaftlichen Freiheit und Sicherheit vor allem das Recht auf den eigenen auf Arbeit gerichteten Willen, also sowohl das Recht auf Arbeitsverweigerung, wenn dadurch kein Vertrag gebrochen wird, als auch das Recht, daran nicht teilzunehmen, und zwar auch für Führer der Wirtschaft, wo die Weigerung Stilllegung der Betriebe heißt. Das geltende römische — materialistische — Recht kennt eigentlich nur „Arbeit“ als das Geleistete, ein gleichsam stoffliches Quantum, eine bloße Sache. Es kommt aber auf das Arbeiten an, als die Betätigung eines Willens und als Quelle von Leistungen. Ein künftiges Arbeitsrecht und ebenso ein Handelsgesetz müßten klar auf der Tatsache des freien Willens und nicht auf der des Vorhandenseins von dessen materiellem Ergebnis aufgebaut sein. Jenes ist der germanische, dieses der römische Standpunkt.

An der Spitze des Rechts auf Eigentum sollte das Erbrecht stehen. Der germanische Begriff des Eigentums ist von der germanischen Idee der Familie als einer Geschlechterfolge¹ nicht zu trennen, und wenn man Eigentum als das bezeichnet, was ausschließlich dem eigenen Willen untersteht — nicht nur „Sachen“ wie im römischen Recht und unserem Bürgerlichen Ge-

¹ Die römische Idee der Familie umfaßt nicht eine Folge, sondern die Gruppe der Lebenden mit dem pater familias als Mittelpunkt. Infolgedessen besteht das römische Erben darin, daß der Rechtsnachfolger die Rolle („persona“) des Erblassers hinsichtlich der an dem unteilbaren Gesamterbe haftenden Rechte und Pflichten übernimmt (Sohm, Institutionen, § 108).

setzbuch, sondern auch alle Ziele, Mittel und Ergebnisse von Willenshandlungen, geschäftliche, technische, künstlerische, organisatorische Ideen und Fähigkeiten — so ist der zuerst zu schützende Wille derjenige, welcher Eigentum mit der Geschlechterfolge durch das Erbrecht verknüpft. Ohne dieses sinkt der Besitz zur Leihe herab. Zum Diebstahl im weitesten Sinne als dem Unrecht in bezug auf das Eigentum sollten nicht nur Betrug und Wucher gezählt werden, sondern auch der Mißbrauch fremder Begabungen zu eigenen Zwecken und die Aneignung von Erfindungen, Gedanken, Motiven und Absichten.¹

Was endlich die Strafen betrifft — ich wiederhole: die Verkürzung von Rechten infolge der Verletzung von Pflichten — so müssen sie als solche dem heutigen Empfinden gegenüber wirkliche Strafen sein. Die Verkürzung des Eigentums durch Geldstrafen darf, wenn sie gerecht sein soll, nicht in festen Zahlen angegeben werden, sondern in Prozents von Einkommen oder Besitz; sie muß also vom Richter verhängt, aber von der Steuerbehörde vollzogen werden. Freiheitsstrafen müssen aus demselben Grunde nicht nur etwas Demütigendes, sondern auch Abschreckendes haben. Die bloße Einschließung bei einer Verpflegung, welches über die Lebenshaltung des Mittelstandes vielfach hinausgeht, wird in manchen Kreisen gar nicht mehr als Strafe empfunden. Lange und harte Arbeit, Vereinfachung der Kost und Einzelhaft müßten regelmäßige Zusatzstrafen sein. Zu den Ehrenstrafen gehört der öffentliche Anschlag des Namens mit Angabe der Wohnung und Ursache der Strafe: das ist vor allem auch auf Fälle des Verstoßes gegen die kaufmännische Ehre anzuwenden.

¹ Unt. d. Abdl. II, Kap. I, § 19.

DIE DEUTSCHE WÄHRUNG

Obgleich der „Rentenmarkfriede“ es heute vielen überflüssig erscheinen lassen wird, über Fragen der Währung ernsthaft nachzudenken, scheint es mir doch notwendig, die Geschichte des Todeskampfes der deutschen Mark noch einmal zu überblicken, denn die Rentenmark war von Anfang an als Zwischenlösung gedacht und ist nichts anderes, und die Lösung der unlösbaren Reparationsfrage wird das Problem unserer Zukunftswährung aufs neue stellen und zwar in ernstester Form.

Die Geschichte der Papiermark ist von der des Parlamentarismus unserer Direktorialzeit nicht zu trennen. Die Unwissenheit seiner verantwortlichen Vertreter, der bezeichnende Materialismus, mit welchem die Währung als technisches Spezialproblem aufgefaßt wurde, die Feigheit und Unaufrichtigkeit in den einzelnen Maßnahmen oder dem Mangel an solchen haben es bewirkt, daß man die Dinge erst bis zu erschreckenden Zuständen treiben ließ, um dann in plötzlicher Angst einzugreifen, ohne daß man sich den tieferen Sinn der Katastrophe vorher klargemacht hätte. Darüber geriet die Wirtschaft infolge des jahrelangen Mangels an einem echten Wertmaß und an vertrauenswürdigen Zahlungsmitteln derart in Verwirrung, daß sie weder den feindlichen Mächten noch sich selbst ein richtiges Bild ihrer Lage zu geben verstand. Der scheinbare Glanz, wie er z. B. in den phantastischen Dividendenziffern zum Ausdruck kam, hinter denen nichts stand, täuschte das Ausland in furchtbarer Weise über unsere Zahlungsfähigkeit und grenzenlose Verarmung, und das Inland über den Verbrauch der Substanz und die Notwendigkeit, mehr arbeiten zu müssen. Die produktive Wirtschaft ist heute so unterwühlt, daß sie neue Währungsexperimente nicht mehr ertragen würde. Etwa seit 1920 hatten Kauf und Verkauf gegen „Geld“ den Charakter eines unvermeidlichen Betrugs, und trotzdem standen Industrie und Landwirtschaft dem sinkenden Kurs mit der Ahnungslosigkeit eines Laien gegenüber und hielten ihn vielfach für ein Rettungsmittel statt für eine der wirksamsten Ursachen des Verfalls. Die Regierung hatte die Papiermark im

Sinne einer verschlechterten Goldmark, also die eigene Währung, zum Tode verurteilt und zwar in dem Augenblick, wo sie die Erlaubnis zur Ausgabe der ersten „wertbeständigen“ Anleihe gab, die dem Sinne nach das alte Wertmaß aufgab, ohne daß jemand den Zusammenhang bemerkt, geschweige denn auf die Notwendigkeit eines raschen Ersatzes hingewirkt hätte. Die Währung wurde weiterhin als Frage zweiten Ranges behandelt, deren Lösung sich bis zur Aufrollung der Reparationsfrage und darüber hinaus vertagen ließ. Ich hatte schon im Sommer 1923 nach einigen Seiten hin gewarnt und die Währungsfrage als die dringlichste von allen bezeichnet. Ich sah voraus, daß die Regierung des Ruhrwiderstandes mit diesem zugleich am Währungsverfall zugrunde gehen werde und zwar durch die Erschütterung der inneren Lage, die durch das tägliche angstvolle und aufreizende Rechnen mit beständig wachsenden Riesenzißern psychologisch unhaltbar wurde.¹ Statt die Notwendigkeit einer Mehrarbeit einzusehen, was seit dem Rechnen mit Rentenmark ganz von selbst geschah, schrie man in planlosem Entsetzen nach einer Senkung der ohnehin billigsten Preise der Welt. Beim Rechnen mit mehr als dreistelligen Ziffern ist es den meisten Menschen, auch den Gebildeten, ganz unmöglich, ihren kleinen Haushalt zu überblicken und die Preise richtig abzuschätzen. Während das Ausland uns auskaufte, schwankte das Inland zwischen nervöser Sparsamkeit und überstürzten Ausgaben hin und her. Der Wohnungsbolschewismus, das heißt die zwangsweise Festsetzung von Pfennigmieten, die durch eine lange Ziffernreihe erdrückend wirkten und trotzdem nicht die geringste Ausbesserung gestatteten, ließ den Häuserbestand, einen der wertvollsten Reste unseres Volksvermögens, zerfallen, legte das Baugewerbe still, das mit den verwandten Industrien vor dem Kriege zuweilen fast ein Zehntel der Arbeiterschaft ernährt hatte und jetzt die Arbeitslosigkeit mit ihrer ungeheuren Belastung der Finanzen so gut wie ganz hätte verhindern können; belastete die Finanzen weiter durch den Ausfall an Steuern dieser Gewerbe und der Hausbesitzer, und schuf durch das

¹ Hier setzte dann auch die Taktik des Parteiklüngels ein, welche wie 1917 den Widerstand nach außen untergrub, diesmal um einerseits die nationale Stimmung innerhalb der Arbeiterschaft wieder zu zerstören, und andererseits um der Sitte, durch überparteiliche Kabinette den Parteiministern die Staatskrippe zu sperren, ein gründliches Ende zu machen.

immer rücksichtslosere Zusammenpferchen der Menschen und die Aufhebung der Heiligkeit des eigenen Heims eine solche Summe von Schmutz, Haß, Gemeinheit und Stumpfheit gegen alle äußere — und also auch innere — Kultur, daß alles dies schlimmer wirkte als ein zweiter Krieg. Was in diesen Monaten seelisch und sachlich zugrunde gegangen ist, läßt sich heute noch gar nicht absehen.

Dazu kam das Verbrechen der Devisenpolitik, mit dem man wie ein Kind, das die zerbrochene Tasse versteckt, die Folgen des Sterbens der Mark zu verdecken suchte. Solange sich im Zahlungsverkehr Devisen und Papiermark mischten und man den Austausch wenigstens als Möglichkeit empfand, fiel etwas von dem Vertrauen, das jene genossen, auch für diese ab. Erst als man beide künstlich trennte, trat für das allgemeine Empfinden ein absolut wertvolles Geld, das eben deshalb in die Winkel getrieben wurde, einem absolut wertlosen gegenüber. Erst seitdem verlor die Mark den letzten Halt. Die vorhandenen Zahlungsmittel wurden sämtlich Gegenstände eines täglichen Glücksspiels und büßten damit endgültig die Fähigkeit ein, Werte zu messen. Der Devisenhandel, der nun erst recht blühte, vergiftete den gesamten Warenverkehr. Man hätte im Gegenteil eine Anzahl von Edeldevisen als gesetzliche Zahlungsmittel zulassen und außerdem erlauben sollen, daß von Ausländern im Inland Zahlung in Devisen verlangt wurde. Sie würden gerade damals in Masse ins Land geströmt sein, hätten ein solides Element in den Zahlungsverkehr gebracht und den Übergang zu einer eigenen wertbeständigen Geldart kürzer und reibungsloser gestaltet. Statt dessen erfolgte nun ein Sinken des Markwertes zu mikroskopischen Beträgen, bis unter dem Kabinett Stresemann in der glorreichen Endkurve von der Million zur Billion ein Weltrekord der Entwertungsgeschwindigkeit aufgestellt wurde, der voraussichtlich nie überboten werden wird. Den Abschluß dieser Taktik bildete der amtliche Mißbrauch des Berliner Dollarkurses, der mit Rücksicht auf den Lebensindex dem Auslandskurs gegenüber willkürlich bewegt wurde, um die Preisziffern niedrig zu halten, der aber eben damit den letzten Wertansatz, den Goldpreis, auf Wochen hinaus zum Gegenstand einer ganz neuen Spekulation gemacht hat.

Inzwischen griff nun, da der Staat versagte, die öffentliche Meinung kaum bewußt ein und schuf das Schlagwort vom wertbeständigen Gelde, das sich zu einer fixen Idee entwickelte und endlich dahin führte, daß die Kali-, Kohlen-, Getreide-, Elektrizitätswährungen dutzendweise emporschossen, rein psychologisch stabilisiert durch den Aberglauben, daß man ein Zahlungsmittel als Eigengröße durch den bloßen Vergleich schaffen könne. Aber dem Eingreifen der Privatkreise als solchem lag doch ein richtiges Gefühl zugrunde, und dieses führte zu dem Helfferichschen Plan einer Getreiderentenwährung und von ihm aus zur Entstehung der Rentenmark. Der tragende Gedanke selbst ist auch heute noch kaum deutlich erkannt worden, vielleicht nicht einmal von seinen Urhebern. Es handelt sich um den Verzicht des Staates auf die Schöpfung von Zahlungsmitteln zugunsten der Privatwirtschaft. Der Kredit der deutschen Wirtschaft und das Vertrauen auf ihre Ehrlichkeit und Leistungsfähigkeit ersetzte den nicht mehr vorhandenen Kredit der parlamentarischen Regierung. Deutschland ist heute das einzige Land der Welt, das eine reine Privatwährung besitzt. Die Rentenmarkscheine sind Anweisungen auf unbeweglichen produktiven Besitz und deshalb formal nicht dem Wechsel, sondern der Hypothek gleichartig.

Indessen handelte es sich bei Einführung des neuen Zahlungsmittels um eine doppelte Aufgabe: den Gedanken richtig zu fassen und bei dem furchtbaren Mißtrauen gegen alle vom Staat unterstützten Währungsexperimente die Überleitung taktisch durchzuführen. Diese zweite und schwierigere, zunächst fast aussichtslose Aufgabe, die ein Akrobatengeschick voraussetzte, ist von Dr. Schacht überraschend sicher bewältigt worden. Aber sie kämpfte und kämpft heute noch gegen eine neue Gefahr: Durch die Stillegung der Notenpresse ist dem Staat eine wichtige Einnahmequelle verstopft worden und es war vorauszusehen, daß er versuchen mußte, irgendwie zu einem Ersatz zu gelangen. Nun liegt jede Währung in einem Staate, auch wenn sie nicht die Währung des Staates ist, und sie war hier um so mehr dessen Zugriffen ausgesetzt, als es sich gewissermaßen um fremden Kredit handelte, auf den man einen Druck ausübte. Diese Gefahr ist durch die Machtbefugnisse des Währungskommissars nur scheinbar ausgeschaltet. In gewissen

Fällen muß er sich entscheiden, ob er den Staatshaushalt oder die banktechnische Sicherheit der Währung voranstellen soll. Es wäre vielleicht möglich gewesen, die Rentenmark durch eine englisch-amerikanische Bankengruppe garantieren zu lassen, unter Übertragung der hypothekarischen Sicherheit: dann würde ein sehr wirksames Einspruchsrecht gegen verdeckte Eingriffe in die Währungslage bestehen. Es gibt mehrere Arten von Inflation, z. B. durch Diskontierung von Schatzwechseln, die auf Rentenmark lauten, bei Privatbanken oder durch die Prägung von Metallgeld ohne Metallwert, das den Kredit der Rentenmark für sich ausnützt; und es gibt mehrere Arten, eine Deckung anzugreifen. Der Wert einer Hypothek hängt vom Ertrag der Sache ab, also nicht vom Stoff, sondern von der Leistung. Wenn die Steuergesetze den Ertrag vernichten, so ist der Wert der eingetragenen Schuld fraglich geworden. Die Steuern selbst sind gewissermaßen kurzfristige Hypotheken mit sofortiger Kündigung, die immer an allererster Stelle stehen, da sie ausbezahlt werden müssen.

Man muß sich hier das Verhältnis von Währung und „Geld“ klar machen. „Geld“ ist ein reines Wertquantum, das man sich vorstellt, indem man bei einem Geschäft von der stofflichen Art der Ware und des Zahlungsmittels absieht. Es wird also durch eine einfache Ziffer ausgedrückt, und Mark ist wie Meter nur der Maßstab, nach welchem die Ziffer ermittelt wird.¹ Wenn heute ein Geschäftsmann eine gebrauchte Maschine gegen Rohstoffe tauscht, zieht er im Geiste von den Gegenständen den abstrakten Wert ab, den er in Mark mißt und vergleicht. Diese Gewohnheit, „in Geld zu denken“, fordert es durchaus nicht, daß im Warenverkehr ein Zahlungsmittel existiert, das den gemessenen Wert als Sachwert enthält. Die Metallgewichte, die wir Münzen nennen, sind in wachsendem Grade durch Urkunden (Banknoten) und diese durch Überschreibung im bargeldlosen Zahlungsverkehr ersetzt worden, also völlig entbehrlich. Das Vertrauen, das diesen schriftlichen Verkehr der Werte möglich macht, beruht allein darauf, daß das Wertmaß eine feste Größe ist, und das wird immer wieder dadurch in Frage

¹ Unt. d. Abdl. II, Kap. 5, § 3. Alle ursprünglichen Geldsorten wie Mark, Pfund, Talent, Mine sind Gewichtseinheiten, nach denen ebensogut Korn wie Gold oder Silber gemessen werden kann.

gestellt, daß die Herstellung von Zahlungsmitteln nicht des Bedarfs wegen erfolgt, sondern eine Einnahmequelle bildet. Im alten Ägypten gab es trotz des hochentwickelten Kreditverkehrs überhaupt kein Zahlungsmittel, sondern nur feststehende Maßangaben bei schriftlicher Verrechnung, so daß der Begriff einer Währungskrise undenkbar ist. Für uns aber ist der Zusammenhang zwischen Währung und Politik folgenreicher als der zwischen Währung und Wirtschaft. Zwischen Käufer und Verkäufer tritt das Zahlungsmittel als Übergangs- und Normalware besonderer Art, deren Herstellung überall ein Vorrecht der Regierungen ist und deren Menge sich also nach dem Geldbedarf des Staates richtet. Wird dieser übermäßig, so redet man von Inflation. Ihre ursprüngliche Form ist die Münzverschlechterung, die von geldbedürftigen Staaten manchmal soweit getrieben wurde, daß Silbermünzen kaum noch Spuren von Silber enthielten. Das war also die Verschlechterung und Fälschung einer Ware, die der Hersteller den Käufer als vollwertig anzunehmen zwang.

Hierin tritt nun mit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts eine große Wendung ein und zwar im Zusammenhang mit der — an anderer Stelle besprochenen — rasch um sich greifenden Ablösung beweglicher Vermögen von den produktiven Werten, und zwar vermittelt der Aktie. So wie sich die Eigenschaft des Besitzes von der Fabrik in Gestalt einer papiernen Urkunde trennt, so trennt sich mit der Banknote die Eigenschaft eines bestimmten Wertes von der dafür hinterlegten Münze, und beide, Aktie wie Banknote, können nun von Hand zu Hand wandern, ohne daß der flüchtige Besitzer das Vorhandensein einer Deckung nachzuprüfen vermag. Damit wird das Zahlungsmittel aus einer Ware zum Wechsel, der auf einen irgendwo tatsächlich oder angeblich vorhandenen Schatz ausgestellt ist. Aber in diesem Falle ist die Ausstellung von Wechseln eine stets offene Einnahmequelle, die Einlösung auf unbestimmte Zeit vertagt und der Aussteller sein eigener Richter in bezug auf Treu und Glauben. Da diese Wechsel in unbegrenzter Masse hergestellt werden können — in ganz anderem Umfang als minderwertige Münzen — und da das Wertmaß zugleich an ihnen haftet und durch sie dargestellt wird, so gerät die Währung in die Schwankungen des Wechselkurses, wofür die Assignaten das erste

berücktigte Beispiel gaben. Die Währungspolitik kreditunfähiger Staaten bestand also im Grunde darin, den Wechselkurs gewaltsam zu halten, ohne die Ursache seines Verfalls zu beseitigen, die zunächst in der übermäßigen Herstellung der Scheine bestand, aber nicht in ihr allein. Da der erste Umstand von der heute herrschenden materialistischen Auffassung des Problems überschätzt wird, so muß die seit Adam Smith als Allheilmittel empfohlene „Goldwährung“ auf ihre eigentliche Bedeutung hin untersucht werden. Eine Goldwährung in dem Sinne, wie er heute allgemein vorausgesetzt wird, gibt es überhaupt nicht.¹ Der Umlauf von Banknoten soll durch eine Goldreserve gedeckt sein — aber das Wort Deckung hat einen doppelten Sinn. Heute versteht man darunter die sachliche Sicherheit. Aber entweder ist ein Land in der Lage, sein Papiergeld überhaupt durch irgend etwas zu decken, dann kann an die Stelle von Gold auch ein Bestand von Warenwechseln, eine Hypothek oder endlich die bloße Bürgschaftserklärung der Regierung treten. Genügt das aber nicht, so wird auch eine Goldreserve an sich nicht imstande sein, den Notenkurs zu sichern. Wäre es auf die Sachdeckung allein angekommen, so waren die Assignaten der französischen und die Papiermark der deutschen Revolution die beiden bestgedeckten Papiere der Welt. Aber vor dem Kriege gelang es der russischen Regierung nicht, den Papierrubel auf dem Goldkurs zu halten, trotz einer der größten Goldreserven der Welt, und umgekehrt wird niemand bezweifeln, daß die Pfundnote nicht um einen Penny gesunken wäre, wenn die englische Regierung durch ein Gesetz die viel kleinere Goldreserve aufgegeben und durch eine Bürgschaft ersetzt hätte. Hier entscheidet die moralische Deckung über das Vertrauen, welches der Sachdeckung entgegengebracht wird, und macht diese damit eigentlich überflüssig. Kein Land ist so arm, daß es seinen Papiergeldumlauf nicht durch die Bereitstellung seines Volksvermögens sichern könnte, aber es fragt sich, ob die Regierung dazu entschlossen ist, um jeden Preis, um der Ehre willen, oder ob sie dazu neigt, die Sachdeckung anzugreifen — woran sie niemand hindern kann, da sie keinen Richter über sich hat —, entweder um die Folgen einer elenden Finanzwirtschaft zu ver-

¹ Unt. d. Abdl. II, Kap. 5, § 4.

decken oder um politische Ziele zu verfolgen oder aus Mangel an Mut zu unpopulären Maßregeln. Die moralische Deckung für die Assignaten trugen die Jakobiner und das Direktorium, für die Papiermark die Sozialisten und der mit ihnen verbundene Parteiklüngel. Der Kurs beider Papiere enthält das öffentliche Urteil darüber, was diese Deckung wert war. In Deutschland haben diese Kreise mit Einführung der Rentenmark als Privatwährung darauf verzichtet, den eignen moralischen Kredit weiterhin einer Probe auszusetzen. In Frankreich wagten sie es, bis zu ihrem Sturz durch Napoleon.

Sie haben in dieser Zeit alle Finanzexperimente gemacht, welche Männern ohne Sachkenntnis, Weitblick und Aufrichtigkeit in verzweifelten Lagen einfallen, und die wir infolgedessen seit 1919 ebenso erlebt haben und beinahe in derselben Folge: Eine Reihe von Zwangsanleihen, von der ersten, die Mirabeau empfahl, bis zur letzten, die Napoleon nach seinem Staatsstreich sofort einstellen ließ; andere Formen der Ablistung von Vermögensteilen unter den Bezeichnungen Prämienanleihe und Einkommensteuer, die letztere mit der naiven Bestimmung, das Einkommen abzuliefern, soweit es einen gewissen Betrag überstieg. Dann die Ausgeburten einer blinden Angst: die seit dem 27. Juli 1793 mehrfach wiederholte Schließung der Börse und eine Devisenverordnung, was damals die Beschlagnahme von Münzen, fremden Geldsorten und Edelmetall und das Verbot des Handels mit ihnen bedeutete. Auf Übertretung stand Todesstrafe, was selbstverständlich ohne alle Wirkung blieb. Dann überstürzte Sparmaßregeln: die Umstellung der in Assignaten bezahlten Beamtengehälter auf wertbeständige Bruchteile der Friedenssätze (1795, etwa gleichzeitig mit dem Versuch einer Hypothekenaufwertung und Unterstützung der Kleinrentner mit unzulänglichen Beträgen) und gleich darauf die Einleitung eines Beamtenabbaus, wie sich versteht unter Schonung des Anhangs der Jakobiner, der in Masse einen Unterschlupf gerade in den höheren Stellen gefunden hatte. Dann infolge der wachsenden Geldentwertung die bekannten Maßregeln mit den bekannten Schicksalen: der aus den Kreisen von Industrie und Handel stammende Vorschlag einer Währungsbank und damit einer auf dem Kredit der Wirtschaft aufgebauten Privatwährung wird im März 1796 mit der Be-

gründung abgelehnt, daß er die Autorität des Staates, d. h. der regierenden Partei verkürze. Aus demselben Grunde fiel gleichzeitig der Vorschlag einer Weizenwährung. Dafür wurde das Allheilmittel beschränkter Revolutionäre mit der üblichen Mißachtung des Eigentums der andern immer wieder hervorgeholt: Die am 26. Juli 1793 eingeführte Zwangswirtschaft mit amtlicher Festsetzung der Preise, vergeblichen Strafandrohungen, dem Aufblühen des Schleichhandels und dem Anreihen der Stadtbevölkerung vor leerstehenden Bäckerläden — alles das unter großem Beifall der Finanzleute, die glänzend daran verdienten. Die Lieferanten und Gesellschaften schossen überall auf und verbanden sich mit den Jacobinern in einflußreichen Stellen, die reich werden wollten. Gegen eine dieser Gesellschaften, Hirsch & Baer (Cerf berr), welche die Armee von Italien ausbeutete, mußte Napoleon einen sehr vorsichtigen Krieg führen, da der regierende Direktor Barras daran beteiligt war. Es folgte die Einführung einer neuen Währung mit der Ausprägung von Frankenstücken, die sofort aus dem Verkehr verschwanden; die feierliche Stillegung der Notenpresse im Februar 1796; die Ausgabe von Reskriptionen, einer Art Schatzwechsel, um den dringenden Geldbedarf der Regierung zu befriedigen, und als Ersatz für die Assignaten die Ausgabe von Mandaten, welche durch Bereitstellung der beschlagnahmten Güter von Adel und Kirche sachlich gedeckt waren. Die moralische Sicherheit dafür, daß die sachliche nicht insgeheim angegriffen wurde, trugen aber mitten in dieser zweiten Schreckenszeit der Revolution wieder die Jacobiner, und der Grad des Vertrauens auf ihre Ehrlichkeit kam darin zum Ausdruck, daß die Mandate, im Unterschied von der Rentenmark eine reine Staatswährung, in der ersten Woche auf die Hälfte, in drei Monaten auf nichts sanken, worauf weite Gebiete von Frankreich zum Natural- und Tauschverkehr übergingen und ohne fremde Geldsorten nichts Wertvolles mehr zu haben war. Es gab von da an nur noch ein Mittel, das Vertrauen auf die Währung zu heben, nämlich die Abdankung der Jacobiner und ihres Anhangs, und da sie sich selbst zu dieser Stützung des Franken nicht entschlossen, so übernahm es schließlich Napoleon. Der Kurs stieg nach dem Brumaire in wenigen Tagen auf das Dreifache.

Die deutsche und die französische Direktorialzeit unterscheiden sich

nun aber darin, daß diese die Ehre Frankreichs in der Eroberung fremder Länder sah, welche die siegreichen Heere zu ernähren hatten, während jene, die zu ertragen Deutschland die Ehre hat, die Eroberungen des Feindes im eigenen Lande mitansieht und zu diesem Zweck dessen Heere ernährt. Der Währungsverfall hatte infolgedessen im Sommer 1922 und im Herbst 1923 ein Tempo angenommen, das diesem Unterschied entsprach, und würde sich mit der Sachverständigenkonferenz und deren Ergebnis entsprechend fortgesetzt haben, wenn man ihm nicht mit Aufhebung der Staatswährung die Möglichkeit des symbolischen Ausdrucks entzogen hätte.

Als die private Rentenmark als Zwischenlösung Vertrauen gefunden hatte, war die allgemeine Meinung die, daß es sich nur um den Übergang zu einer neuen Staatswährung handeln könne. Es läßt sich darunter nicht gut etwas anderes verstehen als eine Form, welche der Staat nach eigenem Ermessen schafft und für deren Sicherung er auf gleichem Fuße mit ausländischen Kreditgebern verhandelt, wenn das nötig und möglich ist. Inzwischen mußte es stutzig machen, daß das klare Endziel sich durch eine verwirrende Reihe von Bankprojekten, die wechselnd an den Horizont gezaubert wurden, immer mehr den Blicken der Öffentlichkeit entzog. Neben Banken, die Begriffe blieben, entstand die Golddiskontbank als ein großes Wort für etwas, das man früher einen kleinen Auslandskredit genannt hätte — etwa in der Höhe von vier Wochenraten der geforderten Reparationsleistung. Dann aber begann die Frage eine überraschende Wendung zu nehmen, nämlich durch Verlegung des Schauplatzes von Berlin nach Paris und die Verwicklung der künftigen Währung in den Reparationsplan. Geschah das zufällig oder planmäßig? Ging es von deutscher Seite aus, wurde es von dieser gebilligt oder bekämpft oder gar nicht begriffen? Tatsache ist, daß die Privatwährung durch eine Staatswährung ersetzt werden soll, aber durch eine von fremden und feindlichen Staaten in gänzlich unverbindlicher Form, so daß damit das Damoklesschwert einer beständig drohenden Währungskrise über dem deutschen Volk aufgehängt würde, das die Reparationsforderungen erfüllen soll und nicht kann.

An den Verhandlungen, die von Direktoren des Morgantrusts als

Vertretern Amerikas geleitet wurden,¹ waren deutsche Sachverständige beteiligt. Wer sandte sie? Waren sie in die Pariser Absichten und diejenigen Morgans eingeweiht? Haben sie Einfluß darauf ausgeübt? Bestand ein Einfluß bestimmter nichtamtlicher Kreise? Es soll nicht vergessen werden, daß der Einzug der fremden Sachverständigen in Berlin von unserer Finanz- und Franzosenpresse wie der von Siegern begrüßt wurde.

Dann kam der Eifer, sie zu informieren, der geräuschvolle Optimismus in amtlichen Erklärungen, aber auch die zunehmende Geheimhaltung dessen, was in Paris kein Geheimnis war. Wußte man nichts? Wußte man es, ohne es hindern zu können, oder wollte man es nicht hindern? Endlich trat das Ergebnis zutage. Es wurde eilig mit Unterschlagung der belastendsten Teile veröffentlicht, von der eingeweihten Presse mit betonter Zustimmung aufgenommen und die so hergestellte Billigung des deutschen Volkes, das in Wirklichkeit von der Tragweite der Bestimmungen keine Ahnung hatte und sie größtenteils gar nicht kannte, dem Ausland als Tatsache zur Anschauung gebracht. In jedem andern Lande würde der Staatsgerichtshof Gelegenheit finden, diese Vorgänge genau aufzuklären. Haben die verantwortlichen Kreise an dem Ergebnis mitgearbeitet? In welcher Richtung? Mit welchem Erfolg? Wenn ohne Erfolg — womit läßt sich das Schweigen und die Haltung während und nach dem Abschluß rechtfertigen? Und wenn ohne Voraussicht der Ergebnisse und ihrer Folgen — wann beginnen die Inhaber sehr verantwortungsreicher Ämter, wenn sie trotz offenkundigen Mangels an Eignung und beständiger Mißerfolge an ihnen festhalten, dafür — verantwortlich zu werden?

Tatsache ist, daß der gesamte Besitz des Reiches ausgeliefert wird; daß die wesentlichen Einnahmequellen, welche die verarmte Wirtschaft bedrücken und trotzdem nicht einmal die eigenen notwendigen Staatsausgaben decken, ausgeliefert werden ohne Angabe, woher ein Ersatz kommen soll; daß der produktive unbewegliche Besitz, vor allem die Industrie, ausgeliefert wird — die Landwirt-

¹ Um, wie der amerikanische Senator LaFollette schrieb, dafür zu sorgen, daß die finanziellen Verpflichtungen, deren Gläubiger die Banken sind, bis zum letzten Cent bezahlt werden, wenn auch die Regierung der Vereinigten Staaten keinen Dollar von den Summen zurückerhält, die sie den Alliierten während des Krieges vorgestreckt hat.

schaft hat man, ohne Zweifel nur aus Rücksicht auf die Stimmung der ländlichen Wählermassen, etwas vorsichtiger behandelt: Alles das zur hellen Freude des beweglichen Finanzkapitals, des deutschen und fremden, das mit der Auswertung dieser ungeheuren Pfändermasse durch einen im Entwurf schon aufgebauten Riesen-trust die Möglichkeit von Riesengewinnen auftauchen sieht. Das Vorbild geben der amerikanische Öl- und der französische Wiederaufbauskandal. Welchen Einfluß hatten diese Finanzkreise und Morgan auf die Verhandlungen? In welchem Umfang hatte man sich über die Verknüpfung der Pfänder mit internationalen Kreditgeschäften im voraus verständigt? Endlich wird die von Friedrich dem Großen ins Leben gerufene Reichsbank, die alte preußische Staatsbank, mit Einschluß der Renten- und Golddiskontbank ausgeliefert, um eine in Deutschland arbeitende Reparationsbank fremder Trusts zu werden, welche Kredit und Währung völlig in Händen hat.

Das alles vollzieht sich als der letzte Akt der Außenpolitik eines Parteiklüngels, dessen rechte Seite hier beendet, was die linke in Versailles begonnen hatte: den Verkauf eines ganzen Volkes in die Sklaverei, nachdem man es durch eine Mißwirtschaft von fünf Jahren seelisch entwaffnet und durch den Lärm der Parteipolitik über sein Schicksal getäuscht hat. So haben bis jetzt nur Häuptlinge von Negerstämmen gehandelt — nicht einmal sie, denn sie sorgten dafür, daß die Gegenseite Verpflichtungen übernahm, während jene es immer wieder lächelnd ertrugen, daß dergleichen Verpflichtungen nicht gegeben oder nicht gehalten wurden, ohne daß das eigne Selbstbewußtsein darüber verloren ging.

Damit würde, wenn die Herrschaft dieses Klüngels nun kein Ende nimmt, die Frage der deutschen Währung für uns gleichgültig geworden sein. Das Wertmaß für eine verkaufte Ware geht nur den Käufer an. Ich setze aber den Fall, daß es für die Mehrheit des Volkes nun endlich der Schande genug ist und daß andererseits durch die weltpolitische Entwicklung das uferlose Problem der Einigung über die Beute mehr und mehr in die großen ungelösten Machtfragen hineingezogen wird, und wiederhole deshalb: die Sicherheit und das Vertrauen auf eine künftige deutsche Währung hängen nur mittelbar von der Wirtschaftslage ab, nämlich von einer aktiven

Handelsbilanz, dem Devisenzufluß, der Befriedigung des Kapitalbedarfs von Industrie und Landwirtschaft und vom Steuerertrag, während das alles unmittelbar von der großen Politik abhängt. Versagt sie, so zerfällt die Wirtschaft und die Währung wird zum Problem. Erfüllt sie ihre Aufgabe, so ist damit bereits das eine wie das andere gestützt. Die Politik hängt aber nicht von Einrichtungen, sondern von Persönlichkeiten ab. Und deshalb gibt es letzten Endes nur Personalkredit, für das Wirtschaftswesen eines ganzen Volkes wie für jedes einzelne Unternehmen. Und deshalb ruht auch im tiefsten Grunde jede Währung auf dem Personalkredit der verantwortlichen Minderheit von Regierenden. Der Assignatenkurs war von militärischen Erfolgen und der Verbesserung oder Verschlechterung der Wirtschaftslage ziemlich unabhängig. Seine Kurve zeigt zwei Augenblicke stärkster Senkung: den Zusammentritt der gesetzgebenden Versammlung, als sich herausstellte, daß sie nur Schwätzer, keine Führer enthielt, und den Antritt des Direktoriums, dessen sachliche und sittliche Eigenschaften man richtig bewertete; und drei Augenblicke eines plötzlichen Anstiegs: vorübergehend im Herbst 1792, als Danton die Diktatur ergriff, und im Frühling 1793 mit der Diktatur Robespierres, und dauernd im Herbst 1799 mit dem Staatsstreich Napoleons, der den Kurs binnen drei Tagen verdoppelte.

GEGEN DEN STEUERBOLSCHEWISMUS

Die Steuer ist beinahe das einzige Gebiet, an das sich eine höhere Betrachtungsweise nie herangewagt hat. Es scheint, daß es sich hier um das Alltäglichsie handelt, daß lediglich Geldeingänge eine Rolle spielen, die dem geschäftlichen Leben entzogen werden, gleichviel wie und wo. Die Finanzwissenschaft beschränkt sich auf den Vorgang selbst und seine Technik — und trotzdem gibt es eine Philosophie des Steuerwesens; man muß sie nur zu sehen wissen.

Das Problem hat eine sittliche und eine sachliche Seite. Solange man es ausschließlich als Aufgabe eines Amtes oder der parteipolitischen Taktik behandelt, also nur die Höhe des Bedarfs oder die Auswahl der Opfer ins Auge faßt, kommen beide zu kurz. Wirtschaftsleben und Pflichtbewußtsein werden gleichmäßig bedroht und damit endlich auch der praktische Zweck verfehlt. In allen Ländern der Welt steht heute der Reinertrag der Steuern in gar keinem Verhältnis zu den Erhebungskosten, der Erbitterung und der Schädigung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens.

Steuern sind der Betrag, um welchen die Lebenshaltung des Einzelnen verkürzt wird, um die Mittel zur Lebenshaltung des Ganzen zu gewinnen. Je mehr Aufgaben zum Schutz von Ehre, Sicherheit und Eigentum (Recht), der Lebensmöglichkeit (große Politik, Krieg), der Voraussetzungen wirtschaftlichen Gedeihens (Verkehr, Ordnung) die Gesamtheit übernimmt, weil sie jeder für sich nicht tragen kann oder will, desto größer ist der Teil vom Haushalt des Einzelnen, welcher auf den des Staates überschrieben werden muß, während er dort gespart wird. Denn der Polizist auf der Straße erspart dem Einzelnen Ausgaben für den persönlichen Schutz. Es ist Sache der Weltanschauung zu entscheiden, in welchem Umfange derartige Aufgaben gemeinsam gelöst werden müssen oder sollen. In England bestand von jeher die Neigung, so viel als möglich, in Deutschland, so wenig als möglich der Sorge des Einzelnen zu überlassen, was mit dem Schicksal beider Völker, ihrer Lage und ihrer Tradition zusammenhängt. Jedenfalls aber ist der Staat zur Bezahlung der Kosten seiner Tätigkeit auf jene Überschreibung ange-

wiesen, soweit er nicht eigenes Vermögen besitzt. Und es gehört zum Pflichtgefühl, nüchtern gesagt zur kaufmännischen Ehrenhaftigkeit der Mitglieder dieser Gemeinschaft, den geschuldeten Betrag nicht auf Kosten anderer zu unterschlagen. Von einem Opfer kann keine Rede sein, da eine von den meisten allerdings gar nicht empfundene Gegenleistung besteht, nämlich in allem, was unsere Lage von der eines Geächteten und Rechtlosen unterscheidet. Diese klare Tatsache ist aber so gut wie nie völlig überblickt und noch weniger richtig behandelt worden. Man hat Steuern stets als Last empfunden, weil sie parteiisch auferlegt und so erhoben wurden, daß die einzelne Lebenshaltung und das gesamte Wirtschaftsleben sich wund rieben bis zur Zerstörung ganzer Wirtschaftszweige, und zwar mit einem Reibungsverlust, um welchen die Last dann gesteigert werden mußte. Es steht in der Finanzwirtschaft wie im Rechtswesen: es gibt eine Schicht von Sachverständigen und Beamten, die das praktische Wirtschaftsleben nicht aus eigener Erfahrung kennen und unter Mißverstehen des Sinnes staatlicher Hoheitsrechte sich auf den Ressortstandpunkt beschränken: den Eingang eines gewissen Betrages zu sichern, ohne die Verantwortung für die wirtschaftlichen Folgen zu übernehmen und diese auch nur zu durchdenken, weil das die Sache eines andern Ministeriums ist. Außerdem besitzen wir eine gelehrte Finanzwissenschaft, die wie die Rechtswissenschaft aus Literatur entsteht und Literatur hervorbringt, ohne über formale Standpunkte der Einteilung, Methoden und Zwecke entschieden hinauszugehen.

Dem Ressortstandpunkt der Ämter steht nun der Neid- und Rachestandpunkt der Parteien gegenüber, der im demokratischen Zeitalter Steuern auswählte und bewilligte mit dem wachsenden Bedürfnis, dem politisch-wirtschaftlichen Gegner, dem Erfolgreichen, dem Besitzenden, dem Sparsamen Lasten als Strafe aufzubürden, während die privilegierten Stände des 18. Jahrhunderts sich damit begnügt hatten, sie von sich abzuwehren. Nun kann man einem lebendigen Körper viel Blut entziehen, ohne ihn zu schädigen, und wenig mit Todesfolge. Es kommt auf die Art an, wie und wo die Entziehung stattfindet. Nicht gegen die Erhebung von Steuern überhaupt richtet sich die Notwehr, die bei allen Völkern in schwieriger Lage die Steuermoral sinken läßt. Aber es gibt heute

kein Land, in welchem die Steuergesetze statt von Beamten und Parteien von Sachverständigen des Wirtschaftslebens geschaffen würden, um auf möglichst billigem Wege einen möglichst hohen Reinertrag zu erhalten, ohne den Wirtschaftskörper ernsthaft zu verletzen, womöglich unter Steigerung des Blutkreislaufs in ihm. Es waren noch andere Gründe wirksam, von denen kein einziger aus der Wirtschaft selbst stammt. Vor allem der Mangel an Mut vor unpopulären Maßregeln. Man mutete den eignen Wählern nicht zu, die Steuern unmittelbar zu entrichten und hob ihre Stimmung, wenn man sie zusehen ließ, wie sie scheinbar der Gegner bezahlte, auch wenn die Führer sehr wohl wußten, daß manche Steuern auf diesem Umweg mehr kosteten als einbrachten. „Gerechte Verteilung der Lasten“ ist ein schönes Wort, aber es fragt sich, bis zu welchem Grade man ein Volk die Befriedigung solcher Gefühle mit der unbemerkten Mehrbelastung an anderer Stelle bezahlen lassen soll, statt ihm das Wesen des Steuerkreislaufs klarzumachen. Für die Parteien allerdings gab es nichts Vorteilhafteres. Die Erbschaftsteuer z. B. ist nichts als eine zweite Vermögenssteuer von schlechter Methode und besseren Möglichkeiten der Hinterziehung. Man könnte sie sicherer erheben, wenn man das Durchschnittsalter ermittelt und den Betrag auf die entsprechende Anzahl von Jahren verteilt — aber das Neidgefühl den Erben gegenüber kommt dabei nicht auf seine Rechnung.

In Wirklichkeit besteht ein grundlegender Unterschied zwischen dem Steuerzahler und dem Steuerträger, aber die Demokratie will ihn aus Stimmungsgründen nicht sehen und der Finanzbehörde ist er gleichgültig. Es gibt keine Steuer, die ganz von dem getragen wird, der sie bezahlt. Es gibt in Wirklichkeit weder direkte Steuern noch Luxussteuern im volkstümlichen Sinne. Eine Kraftwagensteuer trifft auch den Armen, eine Brotsteuer auch den Reichen. Nur der Ort der Zahlung ist verschieden. Eine wichtige Seite des Wirtschaftslebens besteht darin, daß alle Lasten von der tragenden Stelle aus unbemerkt verteilt werden. Das Mittel dazu ist einerseits die Lohnbildung, andererseits die Preisbildung. Jene schiebt Lasten von unten nach oben, diese von oben nach unten weiter. Der wirkliche Lohn besteht nicht in dem bezahlten Betrage, sondern in dessen Kaufkraft, und die Verringerung der Kaufkraft

ist die einzige Steuer, die es für den Lohnempfänger gibt, ob sie nun durch einen Lohnabzug oder durch eine Steigerung der Preise erreicht wird. Ungerecht wird eine Steuer nicht, wenn sie von dem Armen entrichtet wird, denn er entlastet sich doch durch eine Lohn-erhöhung bis zu der Grenze, welche die augenblickliche Wirt-schaftslage zieht, sondern wenn sie innerhalb derselben Schicht Einzelne trifft und andere nicht. Aber gerade das letzte macht alle modernen Steuersysteme unhaltbar.

Solange der Steuerbedarf der Staaten gering war, wie etwa um 1880, waren die Methoden teuer und schwerfällig, aber sonst ohne praktische Folgen. Mit den wachsenden Rüstungsausgaben unter der Einwirkung des nahenden Weltkrieges, etwa seit 1890, ent-wickelte sich die Steuerpolitik aber zu einem Wirtschaftskrieg mit parlamentarischen Mitteln, den die politisch Starken oder die, von welchen eine Regierung die Zustimmung zu Rüstungen gegen materielle Zugeständnisse erkaufen mußte, also in der Re-gel die Linksparteien, gegen die übrigen führten. Das führt zu einer wachsenden Alleingeltung der Neidsteuern, vor allem der direkten Steuern, ohne daß es ihre Verteidiger recht merkten, daß die Ver-luste der Gegner durchaus keine eigenen Gewinne waren, sondern durch verdeckte Abwehrmaßregeln, neue Methoden der Abwälzung und Steuerflucht ins Ausland verringert und der Rest infolge davon durch die wachsende Beamtenmasse und die fortgesetzt steigenden Erhebungskosten verschlungen wurde.

Das Ideal der direkten, auf Selbsteinschätzung beruhenden, von jedem Mitbürger persönlich bezahlten Steuern herrscht heute so unbedingt, daß ihre Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit selbstver-ständlich erscheint. Die Kritik richtet sich gegen Einzelheiten, nie gegen das Prinzip selbst. Aber trotzdem stammt es nicht aus prak-tischer Erwägung oder Erfahrung, noch weniger aus einer Rück-sicht auf Erhaltung des Wirtschaftslebens, sondern aus der Philo-sophie Rousseaus. Es stellt den rohen, nur auf Ertrag gerich-teten Methoden der Steuerpächter und -einnehmer des 18. Jahr-hunderts den Begriff der angeborenen Menschenrechte entgegen, der auf der Vorstellung vom Staat als einem freien Gesellschafts-vertrage beruht und diesen der Tatsache geschichtlich entwickelter Staatsformen entgegensetzt. Es erscheint infolge dieser Anschauung

als Pflicht des einzelnen Bürgers und gehört zu seiner Menschenwürde, seinen Anteil an den Lasten des Ganzen persönlich abzuschätzen und persönlich abzuführen. Von diesem Augenblick an liegt der modernen Steuerpolitik, zuerst kaum bewußt, dann mit steigender Demokratisierung der öffentlichen Meinung immer bestimmter eine Weltanschauung zugrunde, die den Gefühlen und politischen Stimmungen nachgibt und ein unbefangenes Nachdenken über die Zweckmäßigkeit des herrschenden Verfahrens zuletzt völlig ausschließt. Trotzdem war der Gedanke selbst zunächst wohl durchführbar. Die Struktur des Wirtschaftslebens lag damals so, daß die einzelnen Einkommen sämtlich sichtbar und leicht nachzuprüfen waren. Sie stammten entweder aus der Landwirtschaft, oder einem Amt, oder aus Handel und Gewerbe, wo infolge der zumftmäßigen Organisation jeder die Lage des andern überblicken konnte. Größere Einnahmen, die geheim zu halten waren, gab es nicht. Ebenso waren die Vermögen damals sämtlich unbeweglicher und sichtbarer Besitz: Grund und Boden, Häuser, Betriebe und Einrichtungen, von denen jeder wußte, wem sie gehörten. Aber gerade mit dem Ende des Jahrhunderts hat sich darin eine Umwälzung vollzogen, welche die gesamte innere Form der Wirtschaft, ihren Kreislauf und Sinn verändert und die viel wichtiger ist als das, was Marx unter Kapitalismus versteht, nämlich die Herrschaft der industriellen Führerschicht. Gerade die Lehre von Marx hat, weil sie vom geheimen Neid ausgeht und deshalb nur die Oberfläche der Dinge sieht, das anerkannte Bild der Wirtschaft für ein volles Jahrhundert falsch gezeichnet. Die Wirkung ihrer glänzenden Schlagworte war um so größer, als sie Urteile der Erfahrung durch Urteile des Gefühls verdrängte. Sie war so groß, daß sich auch die Gegner ihr nicht entzogen haben und die ganze moderne Arbeitsgesetzgebung auf den durch und durch marxistischen Grundbegriffen Arbeitnehmer und Arbeitgeber — wonach diese also nicht arbeiten — aufgebaut ist. Da diese Schlagworte sich an die Arbeiterschaft der großen Städte richteten, so erschien innerhalb der Lehre der plötzliche Aufstieg der Großindustrie gegen Mitte des 19. Jahrhunderts als die entscheidende Wendung. Aber gerade im Bereich der großen Technik war die Entwicklung sehr gleichförmig. Eine Maschinenindustrie gab es schon im 18. Jahrhundert. Entscheidend ist viel-

mehr die rasch zunehmende Ablösung des Besitzes als einer Eigenschaft von den besessenen Dingen, und zwar durch Zwischenschaltung einer Werturkunde, der Anleihe, des Anteils, der Aktie.¹ Das Einzelvermögen wird beweglich, unsichtbar und ungreifbar. Es besteht nicht mehr in sichtbaren Dingen, sondern ist in ihnen nur angelegt und kann in jedem Augenblick den Ort und die Art der Anlage wechseln. Aus dem Besitzer des Werkes ist gleichzeitig der Inhaber von Aktien geworden. Die Inhaber haben jeden sachlichen Zusammenhang mit den Werken eingebüßt. Sie verstehen weder etwas von dessen Leistungen und Aufgaben noch kümmern sie sich darum. Sie achten nur auf den Überschuß. Sie können rasch wechseln, viele oder wenige sein und sich an beliebigen Orten befinden; die Anteile können sich in einigen Händen sammeln, sich zerstreuen oder ins Ausland gehen. Niemand weiß, wem ein Werk wirklich gehört. Kein Besitzer kennt die Dinge, die er besitzt. Er kennt nur den Geldwert dieses Besitzes nach dem Börsenkurs. Man weiß nicht einmal, wie viel von den Dingen, die innerhalb der Grenzen eines Landes liegen, den Bewohnern des Landes gehören. Denn seit es einen elektrischen Nachrichtendienst gibt, der es gestattet, auch von der Aktie noch die Besitzeigenschaft durch mündliche Verfügung abzustreifen und in fremde Erdteile zu verlegen, kann der Inlandsanteil an den im Inland liegenden Werken in einer Börsenstunde um ungeheure Beträge steigen oder fallen, je nachdem das Ausland Aktienpakete abstößt oder aufkauft, vielleicht nur für einen Tag. Heute ist in allen wirtschaftlich hochstehenden Ländern bereits mehr als die Hälfte des Besitzes beweglich geworden und dessen wechselnde Inhaber sind über die ganze Erde verstreut und haben jedes Interesse an der geleisteten Arbeit außer dem finanziellen verloren. Auch der Unternehmer ist mehr und mehr zum Angestellten und Objekt dieser Kreise geworden. Alles das ist an den Werken selbst nicht erkennbar und durch keine Steuermethode genau festzustellen. Damit hört aber die Möglichkeit auf, die Erfüllung der an der Person haftenden Steuerpflicht nachzuprüfen, wenn der Inhaber wechselnder Werte es nicht will. Und dasselbe gilt in steigendem Maße von den Einkommen. Freizügigkeit, Gewerbefreiheit und Aufhebung der Zünfte machen den Einzelnen

¹ Zum folg. vgl. auch „Politische Pflichten der deutschen Jugend“ S. 12 ff.

von der Kontrolle seiner Berufsgenossen unabhängig. Seit es Eisenbahnen, Dampfer, Zeitungen und Telegramme gibt, hat der Nachrichtenverkehr Formen angenommen, welche Kauf und Verkauf von den Schranken von Raum und Zeit befreien. Der Fernkauf beherrscht die Wirtschaft. Die Lieferungs- und Termingeschäfte überflügeln den einfachen Verkehr zwischen Erzeuger und Verbraucher. Der örtliche Bedarf, für den die Zunft arbeitete, wird von der Warenbörse abgelöst, welche Herstellung, Verschiebung und Erwerb der Dinge zur Erzielung von Spekulationsgewinnen gegen einander ausspielt. Für die Banken wird an Stelle der Wechselgeschäfte des 18. Jahrhunderts die Vermittlung des Kredits zur Hauptquelle des Gewinns und die Spekulation mit den beweglich gewordenen Werten entscheidet an der Effektenbörse von einem Tage zum andern über die Höhe ganzer Nationalvermögen. Damit entziehen sich auch die geschäftlichen und spekulativen Einkommen jeder amtlichen Übersicht, und es bleiben zuletzt nur die mittleren und kleinen Einkommen übrig, die wie die Löhne und Gehälter so einfach liegen, daß eine Täuschung über ihren Umfang nicht möglich ist.

Das ist die große Wendung von 1800, die eine tiefe Grenze zwischen zwei Zeitaltern der Wirtschaft zieht und alle Ideologien der Zeit Rousseaus rasch veralten ließ: nicht nur den bürgerlichen Liberalismus, sondern auch den Sozialismus von Marx, der im Grunde mit den Augen eines Liberalen von 1789, der keinen Erfolg gehabt hat, auf den Zustand von 1848 sieht und nur das sieht, was ihn ärgert, und warum es ihn ärgert. Der Unternehmer ist gerade auch deshalb das Ziel des ganzen Unwillens, weil seine Leistung ihn, der oft genug als Arbeiter angefangen hat, über die andern hinaushebt; deshalb wird über diese Leistung geschwiegen, von deren Höhe das Dasein der Stadtbevölkerung abhängt, und nur der sichtbare Ausdruck des Erfolges an die Wand gemalt. Und seit der Sozialismus aller Länder den Glauben an Marx und das kommunistische Endziel verloren hat und nur noch der von ihm vertretenen Schicht Einfluß und materielle Vorteile zu verschaffen sucht, ist er in jeder praktischen Frage auf den liberalen Geschmack zurückgekommen, so altmodisch dieser inzwischen geworden ist.

Die allgemein sichtbare Folge war nun, daß das Ideal der steuer-

lichen Menschenwürde allein nicht ausreichte, um den nötigen Ertrag zu sichern, und das 19. Jahrhundert bietet demnach das Bild eines beständig wachsenden Heeres von Steuerbeamten, das mit einem ungeheuren Aufwand an Arbeit, Geld und Papier der Gewissenhaftigkeit des sich selbst einschätzenden Bürgers nachzuhelfen suchte, welche die Demokratie voraussetzte, aber nicht vorfand. Napoleon setzte die Zahl der Steuerbeamten von 200000 auf 6000 herab, und er erreichte durch ein vernünftiges System, daß die Finanzen bald in Ordnung kamen und er während seiner Herrschaft keine einzige Anleihe aufzunehmen brauchte. Wir aber entziehen eine wachsende Menge arbeitsfähiger Menschen der produktiven Arbeit, die wir heute nötiger haben als je, um sie mit dem Eintreiben und Verrechnen unzweckmäßiger Steuern zu beschäftigen, nicht nur die unzähligen Leute in den Ämtern, sondern die gleiche Zahl in der Wirtschaft selbst, um die immer verwickelter und unmöglicher werdenden Vorschriften auszuführen oder auch nur zu verstehen und die zerstörenden Folgen dieser Methode durch immer neue Schachzüge abzuwehren. Im Jahre 1923 sind in Deutschland über hundert Millionen einzelner Steuererklärungen ausgearbeitet, mehrere hundert Millionen einzelner Zahlungen geleistet und beinahe eine Milliarde Schriftstücke versandt worden. Auf diese Weise wurde fast eine halbe Million Menschen der wirklichen Arbeit entzogen und hat mit ihren Gehältern, dem Materialverbrauch und den Kosten der Betriebsräume den größten Teil der Steuereingänge im voraus verzehrt, was nur dadurch nicht allgemein sichtbar wird, daß der Staatshaushalt es vermeidet, den Reinertrag der Steuern aufzuführen, und statt dessen die Eingänge überhaupt nennt, während die Erhebungskosten an einer anderen Stelle verrechnet werden. Das gilt gerade von den volkstümlichen, „allein gerechten“, direkten Steuern, deren Reinertrag trotz des Aufwands an Zeit, Ärger und wirtschaftlicher Schädigung verschwindend ist oder bei einer mehr kaufmännischen als bürokratischen Aufstellung des Etats sich als Defizit enthüllen würde. Von den Steuern und Zöllen des Reiches und der Länder fielen 1913 von insgesamt 3189 Millionen auf die Einkommensteuer 691, auf die Erbschaftssteuer 70 Millionen. Von den Gesamtkosten der Finanzverwaltung von 881 Millionen kommt aber der weitaus größte Teil gerade auf diese von

den Personen und nicht den Dingen erhobenen Steuern. Zur Bestreitung dieser Ausgaben wird gerade der sichtbar gebliebene Teil der Einkommen und Vermögen übermäßig herangezogen, weil er die Last der unsichtbar gewordenen mitzutragen hat, also die Löhne und Gehälter, die kleinen Geschäfte, die Mieten und Spareinlagen. Eine Verschärfung der Methode würde daran gar nichts ändern, denn die Struktur des heutigen Geldverkehrs ist so undurchsichtig geworden, daß selbst banktechnisch geschulte Steuerbeamte eine geschickt abgefaßte Bilanz nicht mehr verstehen und in den großen Fällen nur der den eigentlichen Sinn ihrer objektiv richtigen Ziffern kennt, der an ihrer Aufstellung beteiligt ist.

Um so fester hält die beschränkte und durch niemand über die Tatsachen aufgeklärte Meinung gerade der Kreise an diesem Steuerideal fest, welche dessen Opfer sind. Die „Weltanschauung der Steuerzahler“ mit ihrer Mischung von Gerechtigkeitssinn, Neid, Ärger und Verschmitztheit ist für demokratische Parteien ein viel zu wirksames Mittel, um es durch Kritik zu zerstören. Und auf der andern Seite ist es die in der Welt der Kurse lebende Hochfinanz, welche das persönliche Steuerideal mit ihrem ganzen Einfluß auf Presse und Parteien volkstümlich erhält, denn es entlastet sie selbst und belastet die ihr gegenüberstehenden Mächte der arbeitenden Industrie und Landwirtschaft mit ihrem Schwerpunkt im unbeweglichen Besitz. Die Selbsteinschätzungssteuer ist eine Waffe geworden, welche das unsichtbar hinter den Banken und Trusts stehende Kapital durch die Demokratie schwingen läßt, um den Besitz immer mehr in bewegliche Formen überzuführen und die produktive Arbeit damit den Gewinnmethoden der Spekulation unterzuordnen, so daß sie weder dem Arbeiter, noch dem Techniker, noch dem Unternehmer mehr zugute kommt. Auch der kleine Sparer, der einige Aktien besitzt, kann in jedem Augenblick das Opfer von Geldleuten und ihrer Kurspolitik werden, die in der Stille die Mehrheit des Aktienbesitzes kaufen oder abstoßen, ohne daß es irgend jemand von außen nachzuprüfen vermag.

Also sinkende Steuermoral, Erhebungskosten, welche den Ertrag verschlingen, Belastung der Arbeit, Entlastung der Spekulation, Unterwühlung der unbeweglichen Nationalvermögen zugunsten des heimatlosen Finanzkapitals: zu diesen längst vorhandenen Folgen

des herrschenden Steuerideals treten nun die Folgen der Tatsache, daß mit dem Kriege und schon durch die Vorbereitung auf ihn der Steuerbedarf aller Staaten ins Maßlose gewachsen ist. Die Verschuldung ist ungeheuer, die Wirtschaft ins Wanken geraten, die Gesellschaft erschüttert durch Verarmung der tragenden Schicht alter, hochgezüchteter Familien und das Eindringen einer Masse von Neureichen zweifelhafter Herkunft und Moral, die innere Politik mit Spannungen überladen. Aber damit gewinnt die Straße einen maßgebenden Einfluß auf die Steuergestaltung und ihre politische Tendenz. Soweit die Regierungen nicht selbst unter ihrem Druck entstanden sind, müssen sie die Freiheit ihres politischen Tuns und Lassens mit Zugeständnissen gerade auf diesem Gebiet erkaufen. Man würde es nirgends mehr wagen, eine Steuer in Vorschlag zu bringen, die nicht nach der volkstümlichen Auffassung die „starken Schultern“, in Wirklichkeit die Erfolgreichen, Tüchtigen und Sparsamen trifft oder sie zum wenigsten schädigt, auch wenn das praktische Ergebnis zweifelhaft bleibt. Wir befinden uns in einer Zeit des ausgesprochenen Steuerbolshewismus, der ohne viel Aufsehen auf trockenem Wege das zu erreichen sucht, was in Rußland durch Ströme von Blut erreicht worden ist: die völlige soziale Umschichtung innerhalb der Nationen, den Abbau der alten westeuropäischen, in Blut und Geist verfeinerten, von hohen Traditionen und Formen durchsättigten Gesellschaft, bis zuletzt nichts übrig bleibt als eine Gruppe tatsächlich regierender Finanzleute und eine proletarische Sklavenmasse, die beide mit der in Jahrhunderten herangewachsenen innerlichen Kultur nichts zu tun haben, sie weder erhalten können noch entbehren. In England richtete sich schon die 1908 eingeleitete Steuerpolitik des damals linksradikalen Lloyd George ganz unverhüllt gegen die Aristokratie mit ihrem unbeweglichen und unrentablen Landbesitz, also die Schicht, welche seit Jahrhunderten den Nachwuchs für die hohe Politik stellte und nun an den erdrückenden Tax- und Erbschaftssteuern langsam zugrunde geht. In Holland haben die 1918 von den Radikalen erzwungenen Steuergesetze den Charakter einer kaum verschleierten Beschlagnahme der alten, sichtbaren, ehrlich erworbenen Geschäfts- und Familienvermögen, die namentlich durch die Erbschaftsbestimmungen binnen 50 Jahren aufgezehrt sein werden.

In Deutschland wird der arbeitende Wirtschaftskörper durch eine Unzahl sich übersteigernder, kreuzender, wechselseitig vergiftender Steuern wie mit Messerstichen zerfleischt, um ohne Rücksicht auf den Blutverlust allenthalben etwas herauszupressen, und gerade in seinen Zuckungen bildet er ein unvergleichliches Objekt für die berufsmäßige Spekulation. Was mit den Ausdrücken „Erfassung der Sachwerte“ und „Eingriffe in die Substanz“ bis in die höchsten Stellen hinauf gemeint ist, ist völlig klar: der Verbrauch des unbeweglichen Nationalgutes samt der an ihm haftenden Schicht des Mittelstandes und der geschulten Intelligenz, von deren Schicksal sich allein die Finanzvermögen auf spekulativem Wege freimachen können.

Das ist Bolschewismus. Es darf heute kaum gewagt werden, die Folgen dieser Umschichtung als verhängnisvoll nachzuweisen, denn sie werden von dem Radikalismus ganz offen gewollt und von der doktrinären Demokratie zum mindesten nicht als Unglück betrachtet. Es ist die soziale Revolution auf unblutigem Wege, welche die bürgerlichen Minister nicht köpft, sondern kauft, die verdeckte Expropriation mit dem Steuerzettel, die Emigration der Oberschicht nicht aus dem Lande, sondern aus dem Besitz. Der Neid herrscht unbedingt, der Wille, die Fleißigen, Aufstrebenden, die Führernaturen bis zur Vernichtung zu belasten. Wir Deutsche haben infolge des Umsturzes mehr als andere Völker auch die geheimen Konfiskationssteuern erlebt, zum Teil aus Unfähigkeit und Feigheit vor den Wählern, zum Teil aus bösem Willen der verantwortlichen Parteien. Zuerst die Inflation, eine furchtbare Steuer, die alle kleinen Ersparnisse und Renten des Mittelstandes, die schwer erworbenen und ehrlich angelegten Vermögen der höheren Stände und die Teile des Einkommens verschlungen hat, welche man nicht sofort verschleuderte. Dann die Steuer der nichtbezahlten Mieten, welche den Hausbesitz, also wieder einen wertvollen Teil des Mittelstandes, verarmen ließ und zur Verschleuderung der Häuser an Spekulanten und Ausländer zwang, das Baugewerbe mit den Nachbarindustrien stilllegte, die Arbeitslosigkeit entsprechend steigerte und durch den Ausfall an Steuern und die Unterstützung der Erwerbslosen solche Summen verschlang, daß die Markentwertung ein um so schnelleres Tempo annahm und der Ersatz wieder durch



Belastung der sichtbaren Einkommen und Vermögen in Gestalt von Steuern und vermindelter Kaufkraft gesucht werden mußte: es war in Wirklichkeit die teuerste Miete, die jemals bezahlt worden ist. Dann die Steuer der verkehrten Steuerarten, welche die Wirtschaft zwang, einen erheblichen Teil ihres Nachdenkens und ihrer Ausgaben auf Steuerfragen statt auf Produktionsfragen zu verwenden, industrielle und landwirtschaftliche Betriebe umzustellen oder stillzulegen, um der Vernichtung durch die Folgen eines scheinbaren Wertzuwachses zu entgehen; endlich die Steuer zur Bestreitung des Achtstundentages, die in einem Verbrauch des Betriebskapitals bestand, der den Ertrag der Betriebe allmählich auf Null herabdrückte und infolge davon auch von dem Arbeiter in Gestalt von Lohnsenkungen und Feierschichten mitgetragen werden mußte.

Die schleichende Wirkung dieses Zustands ist schlimmer als Krieg und Revolution, wenn sie auch nur einige Jahre bestehen bleibt. Auch das reichste Land der Welt würde sie nicht dauernd ertragen. Aber Deutschland ist so arm und wirtschaftlich so krank, daß es früher als andere Länder eine Befreiung braucht, und hier ist ein Gebiet, auf dem es mit seiner ganzen Organisationsgabe und geistigen Energie darangehen sollte, mit einem kühnen Schritt das sinnlos und ideenlos gewordene Steuersystem zu beseitigen, die gesamte Ideologie persönlicher Erhebungsverfahren fallen zu lassen und zum ersten Male ein System aufzubauen, das mit vollem Bewußtsein von der inneren Form des Wirtschaftslebens ausgeht, und dieses durch wohlüberlegte Eingriffe an der richtigen Stelle nicht lähmt, sondern zu größerer Produktion anreizt. Gelingt der Entwurf und die Durchführung, so würde Deutschland in wenigen Jahren vorbildlich geworden sein und von der ganzen Welt nachgeahmt werden. Gelingt er nicht, so ist unsere Wirtschaft verloren.

Die Lösung dieser Aufgabe ist verhältnismäßig leicht, sobald man sie verstanden hat und den Mut besitzt, populäre Vorurteile zu verachten. Der Widerstand würde am Anfang groß sein. Am Schluß würde sich jeder wundern, daß das Selbstverständliche so lange brauchte, um sich durchzusetzen. Die Steuer wäre also aufzufassen als das Abziehen von Werten aus dem lebendigen Strom der Wirtschaft und es käme darauf an, die Stellen aufzusuchen, wo der Eingriff zweckmäßig und ohne Schädigung erfolgen kann. Für den

Einzelnen äußert sich das in einer Verengerung seiner kleinen Privatwirtschaft, die nicht von ihm durch persönliche Zahlung vollzogen wird, sondern von außen her mit Selbstverständlichkeit stattfindet, wobei es ganz gleichgültig ist, ob die Einnahmen verkürzt oder die Ausgaben erhöht werden. Das letzte ist vorzuziehen, denn es verursacht geringere Kosten, weil es die Entziehung in vielen Millionen einzelner Posten durch eine in ganz wenigen großen Summen ersetzt. Der Einzelne trägt die Steuer, aber er entrichtet sie nicht. Damit wird die Selbsteinschätzung, die nur einen kleinen Teil der Steuerzahler und gerade nicht die reichsten zu ehrlichen Angaben zwingt, durch die öffentliche Abschätzung sichtbarer Werte ersetzt, die alle erfaßt werden können, und die nun ihrerseits jeden Einzelnen in seinem Aufwand belasten. Die scheinbare Ungerechtigkeit wird durch die Lohnbildung selbsttätig ausgeglichen, so daß der Nettolohnbetrag wieder die durch die Wirtschaftslage bedingte Höhe erhält. Heute verliert sicherlich jeder ehrliche Steuerzahler ein Zehntel der Kaufkraft des ihm zustehenden Einkommens für den Unterhalt von Steuerbeamten, ein Zehntel als Ersatz für die Hinterziehungen der Spekulation und ein Zehntel für den Reibungsverlust der Wirtschaft infolge der direkten Besteuerung.

Der gesamte Steuerbedarf würde also durch ganz wenige große Steuern gedeckt werden. Zuerst durch die von Rabbethge¹ vorgeschlagene Sachnutzungs- und Lohnkopfsteuer, die insofern eine Einheit bilden, als jene die Betriebe mit kleiner Arbeiterzahl und hohem Nutzeffekt wie die optischen Werkstätten, diese die mit viel Arbeitern und geringem Effekt wie die Berg- und Hüttenwerke stärker trifft. Der ersten unterliegen alle sichtbaren Dinge, die einen Ertrag liefern oder liefern sollten, die also einen durchschnittlichen Verkaufswert besitzen wie Fabriken, Grund und Boden, Wälder, Gebäude, Geschäfte, Werkstätten und Werkzeuge, nicht aber die Rohstoffe und Warenvorräte selbst. Die Steuer richtet sich nicht auf den bei geheimer Selbsteinschätzung angegebenen tatsächlichen oder vorgetäuschten, sondern auf den bei guter Bewirtschaftung im Durchschnitt möglichen Ertrag, der kein Geheimnis ist, da ihn die Öffentlichkeit durch Kauf und Verkauf

¹ Verfall oder Rettung! (1923) S. 24 ff.

solcher Dinge, also durch deren Marktwert beständig kontrolliert. Es handelt sich also um eine laufende Rente, die an jeder produktiven Sache haftet, ohne Rücksicht darauf, wer der zufällige Besitzer ist. Sie trifft also auch den Aktieninhaber in Gestalt kleinerer Dividenden und geringerer Kurse, mithin auch den Ausländer, und sie bildet einen starken Anreiz zu einer besseren und höheren Leistung, weil diese Rente nach dem gemeinen Wert durch intensivere Ausnutzung nicht erhöht, durch schlechtere aber auch nicht ermäßigt wird. Da alles Kapital irgendwie in produktiven Sachen angelegt ist, um dort zu arbeiten, kann es hier, aber auch nur hier und nicht im Geldschrank des Besitzers oder augenblicklichen Anteilseigners erfaßt werden. Die ebenfalls von den Betrieben abzuführende Lohnkopfsteuer ist eine Ergänzung und bietet ebenfalls keine Möglichkeit der Hinterziehung, da kein Lohnempfänger ein Interesse daran hat und deren Zahl kein Geheimnis ist.

Ich halte daneben als wichtigste aller Aufwandsteuern eine Wohnsteuer für zweckmäßig und gerechtfertigt, die ebenfalls als laufende, im Grundbuch einzusehende Rente, welche wie der Mietpreis ganz öffentlich bekannt ist, an allen Wohnräumen haftet und zwar abgestuft nach deren Luftraum, Lage, Ausstattung, gärtnerischer Umgebung und Zubehör (Garagen, Gartenhäuser, Gesellschaftsräume), vermindert im Verhältnis zur Kopffzahl der jeweiligen Bewohner, eine Rente, die von den Besitzern abgeführt wird und sich auch auf Gasthöfe erstreckt, so daß Fremde und Luxusreisende ihr ebenfalls unterliegen.

Daneben bleiben die Aufwandsteuern auf Tabak und Alkohol bestehen, auch eine Kapitalertragsteuer, die in Verbindung mit einem Aktiengesetz die beweglichen, also arbeitsfreien Vermögen mit einem Zuschlag belastet, um so sicherer, wenn Kapitalanlagen und Darlehen nur durch die Steuerquittung bestätigt werden können und sonst erlöschen. Dafür fallen die Einkommen-, Lohnabzug-, Umsatz-, Erbschafts-, Vermögens- und Wertzuwachssteuern gänzlich fort, samt dem ungeheuren Apparat für ihre Erhebung von jeder Einzelperson, den gewaltigen Kosten und den leichten Möglichkeiten der Hinterziehung. Der Einzelne hat seine Steuer weder abzuschätzen noch abzuführen. Er bemerkt von ihr überhaupt nur etwas durch die Verkürzung seiner Nettoeinnahme. Die

Ersparnisse auf diesem Wege würden einer Verdoppelung des Ertrages aller bestehenden Steuern gleichkommen; die Wirtschaft würde frei sein und auf unrentable Abwehrmaßregeln verzichten können; der Einzelne würde frei sein von dem Gefühl der Belastung zugunsten anderer und der Qual des unablässigen Schreibens und Rechnens. Dringt die Reform nicht durch, so wird ein großes Land nach dem andern unter dem heutigen Steuerdruck in die Sklaverei der Hochfinanz geraten, zu deren Gunsten allein die bestehenden Systeme arbeiten.

ARBEIT UND EIGENTUM

In der gegenwärtigen Wirtschaftswelt ist die Industrie das wichtigste Element. Seitdem sie durch die Verwendung von Naturkräften zur Leistung von Arbeit die Arbeitskraft des Menschen ins Unbegrenzte gesteigert hatte, vermochte sie eine stärkere Bevölkerung in den betreffenden Gebieten zu erhalten, als es der Landwirtschaft und dem Handwerk bis dahin möglich war. Da aber die Industrie bei wachsender Ausdehnung zur Bedienung ihrer Maschinen immer mehr menschliche Arbeitskräfte brauchte, so entwickelte sich ein Kreislauf, in welchem zuletzt jedes Menschenleben kostbar wurde und die Entwicklung der modernen Hygiene nach sich zog, weil die Wirtschaft auf kein einziges verzichten konnte, und gleichzeitig die Maschine kostbar wurde, weil sie für den Unterhalt dieser Menschenmasse nicht mehr zu entbehren war. Das hat zu der ungeheuren Bevölkerungszunahme der letzten 60 Jahre geführt. Sie ist ein Produkt der Maschine¹ und macht die Menschen von dieser abhängig. Daher die Angst in den großen Industrieländern um die Sicherung von Rohstoffzufuhr und Absatzgebieten für ihre Betriebe. Es handelt sich um Leben und Tod ganzer Bevölkerungen. Daher auch das Gefühl des Industriearbeiters, die ausschlaggebende Macht zu sein. In der Tat hängt seine ganze Existenz von der Lebensfähigkeit seiner Industrie ab, und von ihm wieder die Existenz aller Menschen, die über die Bevölkerungsziffer von 1800 hinaus vorhanden sind.

Die Industrie ist heute wichtiger als die Landwirtschaft. Versagt diese, so besteht wenigstens die Möglichkeit, daß der Rest sich mit dem Ertrag seiner Arbeit durch Zufuhr erhält. Versagt jene, so ist der Bevölkerungsüberschuß verloren.

Es war ein Unglück, daß die Industriearbeiterschaft, und zwar sicherlich nicht durch ihre Schuld, einer politischen Bewegung erlag, deren überzeugende Schlagworte ihre Weltanschauung heute noch völlig bestimmen. Sie lernte sich selbst nicht als Glied, sondern als Ziel und Krönung der Wirtschaftsgeschichte sehen und

¹ Unt. d. Abdl. II, Kap. 5, § 6.

damit alle treibenden Kräfte falsch einschätzen. Wenn es richtig ist, daß gegenwärtig die Industrie den Ausschlag gibt — und darin hat Marx ohne Zweifel recht —, so doch der Maschine selbst und nicht des Arbeiters wegen.

Außer ihm ist noch der Techniker da, der die Industrie als geistige Größe geschaffen hat, indem er Kenntnisse von der Natur in Macht über die Natur verwandelte und die Wissenschaft zwang, ihre Ansichten von vornherein als Arbeitshypothesen zu konstruieren, so daß jedes neue Gesetz sogleich ein Hebel im Bilde der Außenwelt war. Dann kam der Unternehmer, um aus dem technischen Verfahren ein wirtschaftliches Lebewesen zu schaffen. Der Arbeiter fand ihn vor, wurde von ihm angesetzt und lebte von ihm. Es ist richtig: er kann „alle Räder still stehen lassen“, aber er kann sie nicht allein in Gang halten. Er ist auch nicht der einzige, der arbeitet, wie es der Marxismus in alle Arbeiterköpfe hineingehämmert hat. Im Gegenteil, Techniker und Unternehmer arbeiten mehr als er, intensiver, verantwortlicher, weiterhin wirkend.

Es gibt Führerarbeit und ausführende Arbeit. Beides zusammen erst ist Industrie. Sie können nicht getrennt werden, denn jede hört ohne die zweite auf. Ihnen gegenüber steht als etwas ganz anderes die Gewinnarbeit der Spekulation, die nichts erzeugt, sondern die Erzeugung voraussetzt, um von ihr zu zehren.

Die Industrie hat in ihrer Frühzeit an einer starken Entpersönlichung der Arbeiter gelitten. Im 18. Jahrhundert lichtete sich ganz plötzlich der wissenschaftliche Horizont und die Technik lag in großen Umrissen da. Was damals gearbeitet wurde, war im Vergleich zu heute außerordentlich roh, einfach, gleichförmig und mechanisch. Heute stehen die großen Linien fest und die Arbeit richtet sich auf die Verfeinerung und Vertiefung der Einzelgebiete. Statt der Dampfmaschine überhaupt handelt es sich um äußerst verwickelte Spezialmaschinen, statt der bloßen Verbrennung um die Aufschließung und Auswertung der Kohle. Jede moderne Industrie wird von durchgeistigten Methoden beherrscht, die sich in eine große Menge von Einzelaufgaben auflösen, deren jede ein hohes Maß von Intelligenz, Schulung und persönlicher Fähigkeit voraussetzt. Der demokratische Zug, welcher im 18. Jahrhundert die Zünfte und Gewerbe auflöste und undifferenzierte Massen in die

Fabriken trieb, verwandelt sich heute langsam in einen aristokratischen, der aus der Masse von Arbeitenden eine Schicht von Kennern und überlegenen Köpfen heraushebt, welche die an die höchsten Gebiete der wissenschaftlichen Technik streifenden Fachaufgaben bewältigen. Dieser aristokratische Zug geht gleichmäßig durch Politik und Wirtschaft, mit Notwendigkeit, da beide nur Seiten des gleichen Lebens sind, und führt dort zur Auflösung parlamentarischer Zustände, hier zur Ausbildung einer Schicht von gehobenen Arbeitern, die allerdings allem widerspricht, was die marxistische Theorie als Ergebnis der Entwicklung vorausgesagt hatte und was sie für die Partei gebrauchen kann. Nirgends ist der Kampf gegen diese allgemeine Entwicklung so erbittert wie hier, denn der Sozialismus als politische Tatsache, als Parteiprogramm, steht auf dem Spiele.

Es gehörte zu den unermüdlich verfolgten Zielen Bebels und ist das größte Verbrechen, das an der deutschen Arbeiterschaft begangen worden ist, daß man ihr den Ehrgeiz persönlicher Leistungen nahm und den Aufstieg innerhalb der Wirtschaft als Verrat an der Arbeitersache brandmarkte. Es wurde davon geschwiegen, daß die Hälfte der großen Industrieschöpfer Arbeiter gewesen waren. Es wurde nur eine Art des Aufstiegs geduldet und als Ziel des Ehrgeizes an den Horizont gezeichnet: die Laufbahn als Sekretär und Abgeordneter innerhalb der Partei. Der Begabte mußte der Arbeit den Rücken kehren, wenn er die Achtung der Arbeiterschaft erwerben wollte. Sie sollte eine abgeschlossene Kaste sein, in der alle Werturteile umgekehrt waren als draußen. An dem Aufblühen der Industrie, an neuen Erfindungen, Methoden, Organisationsmöglichkeiten, an der Erschließung neuer Rohstoff- oder Absatzgebiete hatte man, mit Betonung, kein Interesse, um sich in demselben Atemzuge mit der Industrie für gleichbedeutend zu erklären.

Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben heutiger Volkserziehung, Erziehung des Volkes zur Zukunft, diese Zentnerlast cynischer Begriffe von den Tatsachen und den Menschen zu nehmen. Die Arbeiterschaft muß frei werden von dem seelischen Druck im Interesse einer Partei, die nur in gedrückten Menschen ein brauchbares Material erblickt. Die Technik gibt dem heutigen Arbeiter wachsende Möglichkeiten zur Entfaltung der freien Persönlichkeit, zur

Eroberung eines ganz gewaltigen Einflusses auf die Anlage und Entwicklung fabrikmäßiger Verfahren, zur Heranbildung eines Nachwuchses von Führern aus ihrer eigenen Mitte. Der Ehrgeiz nach solchen Zielen müßte in die Arbeiterschaft gepflanzt werden, das Bewußtsein einer realen Macht, die ausschließlich in Intelligenz und Qualitätsleistungen liegt. Führerleistungen, und nur sie, machen einen Menschen unersetzlich und unentbehrlich. Und deshalb muß im öffentlichen Bewußtsein die infame Methode geächtet werden, für welche die Partei und das Parteiprogramm zugunsten der Ziele einer bezahlten Führerschaft das Interesse der Arbeiter selbst opfern: das Lohnsystem, welches die höhere Leistung straft, den Fleiß verdächtigt, die Qualität zum Verrat, das Lernen zur Lächerlichkeit stempelt, indem es an der mechanischen Gleichförmigkeit von 1800 festhält und vor den Tatsachen der Differenzierung von 1900 die Augen schließt, und zwar wider besseres Wissen. Wenn denn von Rußland die Rede sein soll, so möge es als Beispiel dafür dienen, daß die besten Facharbeitergruppen dort das Zwei- und Dreifache der entsprechenden deutschen Löhne erhalten, die ungelernten Arbeiter dagegen erheblich weniger als bei uns, und daß innerhalb derselben Gattung die Spannung zwischen den Löhnen der untersten und der obersten Gruppe in Deutschland 1923 kaum ein Fünftel, in Rußland mehr als das Doppelte betrug. Was wir brauchen, sind Artelle nach russischem Vorbild, Facharbeitergruppen verschiedenen Umfangs mit Selbstorganisation, strenger Auslese der Mitglieder und eigner Führung, die mit den Werkleitern über den Umfang der Arbeit, die Höhe des Lohns und die Intensität der Leistung verhandelt, während sie im Interesse der Gruppe selbst für die Einhaltung der Verpflichtung durch jeden einzelnen Arbeiter mit aller Strenge sorgt. Mag die Arbeit auch eine Ware sein, wie sie der Materialismus von 1850 auffaßte, sie ist noch etwas anderes, nämlich eine persönliche Leistung. Der Unternehmer arbeitet als Führer auch, aber er leistet Arbeit von höherer Qualität, ohne die er sich nicht halten würde, und der begabte, fleißige und ehrgeizige Arbeiter sollte mit dem Gefühl auf ihn blicken, daß eigenes Können den Weg zu gleicher Führerarbeit eröffnet und tausendmal eröffnet hat. Dieser Ausblick sollte den jungen Arbeiter beherrschen — es liegt

eine Weltanschauung darin — und ebenso der Gedanke, daß die Führung der Arbeiterschaft den Arbeitern gehört, den starken, klugen, überlegenen, und zwar innerhalb der arbeitenden Wirtschaft selbst, und nicht dem Schwarm bezahlter Parteibeamten unter Führung ehemaliger Journalisten und Advokaten, welche von der Arbeit der Arbeiter leben und durch Pflege gereizter Stimmungen die Unentbehrlichkeit ihrer Posten sichern müssen.

Aber auf der andern Seite sollte über der Lebensaufgabe des Unternehmers der Satz stehen: Eigentum verpflichtet. Eigentum, das Wort mit dem ganzen sittlichen Ernst germanischen Lebens aufgefaßt, enthält in sich auch eine Art von Sozialismus, einen preußischen, nicht englischen Imperativ: Verfahre mit deinem Eigentum so, als ob es dir vom Volke anvertraut sei. Betrachte es als einen Inbegriff von Machtbeziehungen, die Arbeit und Glück schaffen können, nach allen Richtungen hin, wenn sie richtig verwendet werden. Wenn man das Schlagwort des vorigen Jahrhunderts gebrauchen will, so gibt es zwei Arten von Kapitalisten: den Unternehmer und den Spekulanten. Dieser hat ein Kapital, jener hat ein Werk. Der erste erzeugt, der zweite beutet das Erzeugte aus. Dem einen dient das Geld als Betriebsmittel, dem andern als Gegenstand eines Spiels. Als Marx lebte, war die Börse bereits eine Macht, aber sie lag seinem eigenen Instinkt so nahe, daß er nur die andern als Gegner empfand. Expropriation der Expropriateure — das bedeutet, wie die russische Enteignung bewiesen hat, Unterwerfung des Industrieführers, des „Vorarbeiters“ vom ersten Range, unter die Spekulation und, was nicht nur Rußland ebenfalls beweist: der Typus des berufsmäßigen Arbeiterführers, der mit Taktik spekuliert, ist dem der Hochfinanz stets nahe verwandt.

Eigentum verpflichtet — und die Verletzung dieser Pflicht sollte allerdings eine entsprechende Verkürzung der Rechte herbeiführen. Die Gesetze, welche den Mißbrauch des Eigentums verhindern, können nicht streng genug sein. Darin sollte vor allem auch eine Aufgabe der Aktiengesetzgebung liegen, welche die Ausbeutung unbeweglicher Werke durch die Spekulation nach Möglichkeit in Grenzen hält, indem sie die Wertverschreibungen jeder Art in Formen bringt, die eine beständige Kontrolle gestatten.

Im Unternehmertum selbst liegt aber eine andere Gefahr, die bei-

nahe niemand beachtet und die nicht bedenklich genug angesehen werden kann: In der Frühzeit der Werke, die jedes für sich standen, wurden die großen Talente früh sichtbar, früh freigemacht und früh an die verantwortlichen Posten gestellt. So sind Siemens, Krupp, Borsig und hundert andere aufgestiegen. Seitdem hat die zunehmende Vertrustung ganzer Wirtschaftsgebiete dahin geführt, die Verwaltung bürokratisch zu gestalten, so daß die Begabungen in ihr vorzeitig förmlich werden und jedenfalls schwer zu entdecken und zu erziehen sind. Die größte Gefahr der Konzernbildung ist die Vernichtung eines ebenbürtigen Nachwuchses, und dazu kommt die tief im deutschen Wesen liegende, auch für das Werk Bismarcks verhängnisvoll gewordene Grundneigung, für sich allein stehen zu wollen, alles selbst zu tun, keinen vertrauten Mitarbeiter, Stellvertreter oder Nachfolger heranzubilden, so daß die Nachteile jeder Zwangswirtschaft und Sozialisierung, die Verkümmern der Füherschicht, sich hier aus ganz andern Ursachen ebenfalls bemerkbar machen. Die Freiheit der Wirtschaft hat die ungeheuren Erfolge herbeigeführt, denen wir Deutschlands Aufschwung und Reichtum vor dem Kriege verdanken. Die persönliche Auswirkung persönlicher Fähigkeiten ist es, mit welcher Industrie, Schiffahrt, Handel und jeder andere Wirtschaftszweig steigen oder sinken. Und diese Freiheit wird von den Konzernen ebenso gefährdet wie durch den staatlichen Zwang. Sie nehmen beide den schöpferischen Persönlichkeiten den freien Willen, um ihn durch ein Schema zu ersetzen. Sie hemmen beide den Aufstieg der Tüchtigen, weil das Arbeiten mit der Mittelmäßigkeit bequemer ist.

Zum Schlusse noch eins, das in der Regel unterschätzt wird: Jedes große Unternehmen der Wirtschaft ist politischer Natur. Es mag ausführen was es will: Von einer gewissen Größe an hat alles auch eine politische Seite, und wenn jemand in solcher Stellung das politische Tun und Nachdenken unterläßt, so ist das ebenfalls eine Haltung von politischen Folgen. Die Gefahr wirtschaftlicher Fachbegabungen liegt aber viel weniger in einer Unterschätzung der Politik, als in deren Verwechslung mit rein wirtschaftlichen Aufgaben. Wirtschaftspolitik kann eine wesentliche Seite der großen Politik sein und ist es immer gewesen, aber es ist kein Er-

satz für sie. Wer daran glaubt, endet mit einem notwendigen Mißerfolg. Das wirtschaftliche Leben der heutigen Menschen vollzieht sich in großen Körpern, welche durch die politischen Grenzen gebildet werden. Es ist also richtig zu sagen, daß das Dasein der Staaten eine wirtschaftliche Seite hat, um so richtiger, als die politische Seite immer entscheidend bleibt und ein Irrtum darüber sich stets und bitter gerächt hat. So scheint es mir endlich, daß dies die großen Ziele der deutschen Wirtschaft sein sollten: Züchtung einer führenden Arbeiterschicht mit Eignung für die höchsten Aufgaben der Werke selbst; Pflege des Ehrgeizes in dieser Richtung; Erziehung eines Nachwuchses durch freie Gestaltung der Struktur der Werke; Auffassung des Eigentums an produktiven Gütern als einer Verpflichtung gegen die Nation, und Auffassung dieser Pflicht als einer solchen auch für die hohe Politik.

ZUR WELTLAGE

Ein Volk, dessen Wille aus der Weltpolitik gänzlich ausgeschaltet ist und dessen verantwortliche Vertretung den Verzicht auf Politik als ihre Aufgabe betrachtet, in der Meinung, sich damit den Folgen der Politik entziehen zu können, scheint nichts weniger nötig zu haben als über die Weltlage nachzudenken. Und in der Tat beschäftigt sich ja der deutsche Bürger, soweit er nicht Parteistandpunkte verteidigt oder bekämpft, unter dem Namen Politik mit Fragen, die sich auf den provinziellen Egoismus der Länder und Ländchen beziehen.

Trotzdem sehe ich nicht, wie wir zu einer Stellung kommen sollen, die uns wieder den Rang und die Handlungsfreiheit eines selbständigen Staates verschafft, wenn wir nicht sehr aufmerksam den Gang der Welt Dinge verfolgen, die mit großer Unruhe und wachsender Spannung unbekannten Verwicklungen entgegenreiben.

Auch wenn man es sich verbietet, bestimmte Möglichkeiten offen auszusprechen, so ist doch schon ein Blick auf die Verhältnisse selbst von Nutzen, denn er zeigt, auch ohne Eingreifen von irgendeiner Seite, die Heraufkunft solcher Möglichkeiten. Die Tugend besiegt Völker ist die Geduld, nicht die Resignation.¹

Die Tatsache, welche die augenblickliche Weltlage vollkommen beherrscht, ist der unerwartete Aufstieg Frankreichs zur unbedingt führenden politischen Macht. England ist infolge der Fehler seiner Diplomatie in den Hintergrund getreten. Es wird zum ersten Mal seit Jahrhunderten durch eine überlegene Taktik, die geschickt zwischen Drohung, Überredung und Zögern wechselt, vollkommen in den Dienst französischer Absichten gestellt. Amerikanische Wünsche weist man kühl zurück. Andere werden nicht einmal gehört.

Das französische Volk marschiert mit seinen 39 Millionen unter den großen Nationen an letzter Stelle. Es ist schon längst das ärmste an Geburten. Es ist seinem geistigen Zustande nach sehr alt, sehr verfeinert, sehr verbraucht. Es ist auch politisch alt ge-

¹ Zum folg. vgl. Politische Pflichten der deutschen Jugend S. 5 ff.

worden. Es hat seit fünfzig Jahren nur noch einen Gedanken genährt: den an Rache für einen verlorenen Krieg. Andere Völker haben inzwischen Kolonialreiche organisiert, Industrien aufgebaut, eine Welt sozialer Einrichtungen geschaffen. Frankreich blieb als ein Land von Soldaten und Rentnern unschöpferisch in jedem Sinne. „Wir Franzosen werden nichts mehr erobern“, sagte Zola zu einem Besucher in jenen Jahren, als man in Paris durch die Seligsprechung der Jungfrau von Orleans eine Art von militärischem Kult für den damals schon beschlossenen Weltkrieg schuf. Und nun? Ein Volk, das auf dem Wege war, wie das spanische nach ruhmreichen Jahrhunderten abzudanken; ein Volk, das nur durch die angelsächsischen Bajonette und Milliarden gerettet worden ist, spielt heute mit dem Schicksal seiner Retter. Es hat vollkommen vergessen, wer denn zuletzt den Erfolg erzwang. Es ist überzeugt, allein gesiegt zu haben, und nimmt deshalb das Recht auf noch ganz andere Erfolge in Anspruch.

Denn Frankreich ist das einzige Land, dessen herrschende Kreise immer zuerst vom Ehrgeiz geleitet werden, dem von Robespierre und Danton geweckten und von Napoleon geschulten Ehrgeiz der *grande nation*. Diese Tradition, die weder im Innern noch außerhalb einen Widerspruch duldet, wird stets den lauten Ruhm dem wirtschaftlichen Aufstieg, stets den Genuß militärischer Triumphe der Klugheit, stets einen glänzenden Augenblick einer weniger glänzenden, aber schöpferischen Zukunft vorziehen. Alt geworden, innerlich krank und vom Blutverlust erschöpft, den es nicht ersetzen kann, befindet sich das Land seit fünf Jahren in einem hysterischen und sadistischen Taumel. Man täuscht sich in Frankreich selbst über den Ernst der sozialen und wirtschaftlichen Ziele französischer Politiker, und vielleicht täuschen diese sich selbst. Frankreich ist das einzige Land der Welt, das seit der Schlacht von Marengo bereit ist, selbst einen schweren Bürgerkrieg in Kauf zu nehmen, um der Armee die Ausübung ihrer Macht nach außen zu sichern. Und dieser Machtwille ist stets ein Wille zum Zerstören. Es liegt außerhalb der Möglichkeiten des französischen Charakters, noch mehr außerhalb der Neigungen des französischen Geschmacks, eroberte Länder wirtschaftlich aufblühen zu sehen, aus den Gegnern von gestern Freunde von morgen zu machen. Der Franzose

ist der blutigste und zugleich erfolgloseste Kolonisator, den es gibt. Von den Raubkriegen Ludwig XIV. an, der ohne irgendwelche größeren Ziele einen Wüstengürtel längs der Ostgrenze zog, bis zur Mißhandlung europäischer Völker von Madrid bis Moskau durch die Heere Napoleons, woran dessen Reich schließlich zugrunde ging, ist der Ausdruck des französischen Siegergefühls immer derselbe geblieben.

Und wie alles bei ihnen alt ist, der Charakter, der Esprit, der Ausdruck des Machtgefühls, so auch die heutigen Ziele dieser Macht. Die gesamte Politik ist mit steigender Deutlichkeit eine Wiederaufnahme napoleonischer Pläne. Diese 39 Millionen wollen die Herren Europas und damit der Welt sein, die übrigen Mächte demütigen, verwüsten, vernichten. Was 1919 unter dem Eindruck eines unverhofften Erfolges noch ein unbestimmter Drang war, ist heute ein mit der ganzen Klarheit und Energie des französischen Geistes verfolgter Plan. Mit Staunen sieht man, wie die Rheinlinie als Festung ausgebaut wird, vor der als Glacis das Trümmerfeld Deutschlands liegen soll, während als Außenforts das Ruhrgebiet den Zugang zur Nordsee, die kleine Entente die Landbrücke längs der Donau nach Vorderasien, der riesenhafte Besitz in Nordwestafrika den Weg zum Nil decken sollen.

Ohne Zweifel ist Poincaré der beste Diplomat alten Stils, der heute irgendwo an leitender Stelle steht. Aber wie immer in Frankreich ist er und jeder seiner Nachfolger lediglich das ausführende Organ von Kreisen, für welche der äußere Erfolg die Bedingung des Bleibens im Amte ist. Napoleon wußte sehr wohl, daß der erste Schritt rückwärts auf der Bahn der militärischen Erfolge das Ende seiner Herrschaft bedeute. Deshalb war er seit dem Rückzug von Moskau nicht mehr in der Lage, auf ernsthafte Friedensverhandlungen einzugehen, wie sie 1813 und 1814 immer wieder versucht worden sind, was er dem Fürsten Metternich auch ganz offen zugab. Aus demselben Grunde brauchten die Bourbons 1823 den Krieg in Spanien, die Orleans 1833 den in Algier, Napoleon III. den von 1859 in Italien, den von 1861 in Mexiko und seit 1867 einen Krieg gegen Deutschland. Deshalb werden künftige Wahlen, solange sie die Politik von heute bestätigen, eine Reihe rein politischer Kriege bedeuten, hinter denen die Ausbeutung fremder

Länder in demselben Maße zum zweiten Ziel werden muß, als sich infolge der mangelhaften Steuerpolitik die Währung und damit die Lage des französischen Rentners verschlechtern. Auch das entspricht der Praxis der Revolution und Napoleons.

Frankreich läßt heute keinen Zweifel mehr darüber, daß es von Deutschland in erster Line nicht Geld, sondern Macht haben will. Das Ruhrgebiet ist eine notwendige Etappe auf dem alten napoleonischen Wege. Es liegt genau dort, wo Napoleon 1806 das Großherzogtum Berg gründete, über dessen militärische Zwecke er keinen Zweifel ließ. Denn im folgenden Jahre entstand nordöstlich davon das Königreich Westfalen, dessen Truppen einen Bestandteil der französischen Armee bildeten, und darüber hinaus wurde endlich 1810 die deutsche Nordseeküste Frankreich einverleibt, ein Ziel, in dessen Richtung im Sommer 1923 in Marinekreisen die Besetzung von Bremen und Hamburg gefordert wurde. Das entwaffnete Deutschland besitzt keinerlei Mittel, um die plötzliche Besetzung der Nordseehäfen und ihre Einrichtung zu völlig unangreifbaren Stützpunkten für französische Luftgeschwader und U-boote zu verhindern. Damit würde der Plan der Kontinental Sperre von 1806, also der Versuch, ganz Europa von England abzuschließen, mit besseren Aussichten wieder aufgenommen werden können. Die Entfernung vom Ruhrgebiet zur Nordsee kann eine moderne Stoßkolonne in einem Tage zurücklegen.

Im Süden ist der ungeheure geschlossene Besitz Frankreichs in Nordafrika der neue Faktor, den Napoleon bei seiner Expedition nach Ägypten noch nicht vorfand und der es heute gestattet, seinen Vorstoß mit ganz anderen Aussichten zu wiederholen. Hier bereitet sich ein neues Faschoda vor, dem England keine ernsthafte Macht entgegenzustellen hat. In Afrika entsteht eine schwarze Millionenarmee, die den Machthabern in Paris und unter Umständen dem französischen Kapital zur Verfügung steht. Es fehlt nicht an Andeutungen, wonach die Regierung im Falle einer Revolution sich auf die schwarzen Truppen verlassen könne und werde. Frankreich betreibt im Sudan, indem es den Farbigen das Bürgerrecht gibt, die Zwangsaushebung in größtem Maßstabe. Es gewöhnt den Neger an die Ausbildung und Taktik moderner Heere und lehrt ihn zugleich, über die Grenzen der Macht einer weißen Bevölke-

rung nachzudenken. General Mangin sprach es öffentlich aus — so laut, daß es in Afrika verstanden werden konnte —, daß Frankreich militärisch eine Nation nicht von vierzig, sondern von hundert Millionen darstelle. Diese Armee schwarzer Franzosen ist heute schon, sobald sie will, die Herrin Afrikas. Ein Netz strategischer Bahnen bringt den Niger und Kongo an Marokko und Algier heran. Im Besitz von Marokko ist Frankreich aber jederzeit in der Lage, durch die Besetzung von Tanger das Mittelmeer zu schließen und damit Italien durch Abschneidung der Kohlen- und Lebensmittelzufuhr in eine sehr schwierige Lage zu bringen.

Und drittens entsprechen die ganz unverhüllten Versuche, West- und Süddeutschland in eine Reihe abhängiger Kleinstaaten aufzulösen, ebenfalls einem Gedanken Napoleons: der Schaffung einer Landbrücke längs der Donau zum Orient. Damit würde das Mittelmeer von Nord und Süd her völlig umklammert, das schwarze Meer abgeriegelt und Vorderasien mit seinen Zugängen unter französische Kontrolle gestellt sein. Diesem Ziel dient die langsame Verwandlung südeuropäischer Staaten, Jugoslaviens, Rumäniens und der Tschechoslowakei in französische Protektorate. Durch die Gewährung von Militärkrediten, die Ausbildung übermäßiger Heere durch französische Offiziere und die stille Durchdringung mit französischem Kapital ist heute schon eine dichte Kette französischer Stützpunkte von der Ostsee bis zur Donaumündung gezogen. Das ist dasselbe Aufmarschgebiet, das sich Napoleon für den Zug nach Moskau organisiert hatte. Auch damals war Polen nichts als eine französische Provinz.

Und endlich die wirtschaftliche Seite: An Eisenerzen besitzt Frankreich heute 5,3 Millionen Tonnen, England nur 1, Deutschland nur noch 0,77 Millionen. Mit dem Ruhrgebiet zusammen beherrscht Frankreich 35 Prozent der Kohlenförderung von Europa. Rechnet man Belgien, Polen und die Tschechoslowakei hinzu, deren militärische Beherrschung es Frankreich gestattet, über ihre wirtschaftlichen Mittel frei zu verfügen, so stehen 60 Prozent der europäischen Förderung auf französischer Seite den englischen 25 Prozent und den deutschen 4 Prozent gegenüber. Damit verfügt Frankreich über die größte Waffenschmiede Europas in Verbindung mit den militärisch wichtigsten Rohstofflagern der Welt.

Dies ist die Lage Europas im „Zeitalter der Reparationen“ und es wäre verfehlt, die Reparationsfrage auch jetzt noch als Frage der Wiedergutmachung von Kriegsschäden zu behandeln. Mit den Summen, die unter englischem Druck bis jetzt von Deutschland abgeführt wurden, hat Frankreich seine Luftflotte ausgebaut. Die deutsche Saarkohle, mit der Frankreich in Italien, Spanien, Belgien und der Schweiz Geschäfte macht, hat weitere Verstärkungen des Heeres und die Gewährung von Rüstungskrediten an die Balkanstaaten ermöglicht. Jede neue Milliarde wird neue Luftgeschwader, U-boote und schwarze Regimenter bedeuten.

Dem gegenüber ist England diplomatisch unsicher und schwach geworden. Ein Land mit diesen weltpolitischen Aufgaben stellt nicht ungestraft Gewerkschaftsleute an die Spitze wie Lloyd George und Ramsay Macdonald. Es zeigt sich immer wieder, daß Volksversammlungen und Klassenparteien eine sehr schlechte Schule für Außenpolitiker sind. Frankreich verdankt seine großen Erfolge der Tatsache, daß alle führenden Männer die Schule von Petersburg in der Zeit der Entente cordiale durchgemacht haben. Diplomatie ist ein Handwerk für sich, das man nicht mit Krieg, Wirtschaft und Fraktionszimmertaktik verwechseln darf.

Die Formen, in denen sich seit dem Kriege das Weltschicksal bewegt, verändern sich rasch und haben bereits das System gleichgeordneter Großmächte mit ihrem Netz von Spannungen und Bündnissen, wie es der Politik von 1815 bis 1914 zugrunde lag, ebenso beseitigt wie Napoleon das Staatensystem des anciens régimes. Die Vereinigten Staaten waren seit dem spanischen, Japan seit dem chinesischen Kriege in das System eingetreten, ohne es zu verändern, so wie es mit seinen stehenden Heeren und Flotten und mit einer Reihe maritimer Stützpunkte längs aller Küsten der Ozeane gerechnet hat — mit den letzten, um die Entscheidungen zu Lande unter Umständen durch die zur See überflüssig oder unwirksam zu machen, und um zur See die Schlacht durch die Sperrung aller Küsten zu ersetzen, an welchen sich Handelsschiffe oder Kriegsfлотten überhaupt halten konnten. Man beobachtet heute ein Tasten nach neuen Formen. Infolge der politisch-militärischen Erweckung Afrikas durch Frankreich, die von den amerikanischen Negern mit wesentlich anderen Absichten unterstützt wird, und derjenigen

Asiens durch den Bolschewismus scheint der große Landblock plötzlich ein Übergewicht zu erhalten und die Entscheidungen zur See, die immer irgendwie englische waren und in deren unbedingter Beherrschung bis jetzt die Stärke Englands lag, dadurch vorzunehmen, daß infolge Beherrschung der Küsten vom Hinterland aus die Flotte nutzlos wird. Südafrika hat, wie der Sturz von Smuts beweist, seine Aussichten erkannt. In Indien ist man, mit russischer oder japanischer Aufklärung, im Begriff, es zu tun. Und die Welt des Islam, die ganz binnenländisch ist und den Landblock von Marokko bis China durchzieht, hat mit dem Weltkrieg einen geistigen Anstoß erhalten, der jede Art von Überraschung möglich macht, die wir seit Dschingiskhan nicht mehr kennen.

Vom Schicksal Asiens aber ist dasjenige Rußlands nicht zu trennen. Rußland hat mit der symbolischen Verlegung seiner Hauptstadt von Petersburg nach Moskau den Schritt zurückgenommen, den Peter der Große getan hatte: sich als europäische Macht zu konstituieren, die großen Botschafterposten in den Weststaaten zum Mittelpunkt der russischen Politik zu machen und Asien als Mittel zu europäischen Zwecken zu behandeln. Heute gilt das Umgekehrte. Der Bolschewismus in ursprünglicher Form war zwar selbst westeuropäischer Herkunft und Struktur und konnte sich deshalb darüber nicht ganz klar sein. Mit dem Tode Lenins ist er aber abgeschlossen. Diese Cäsarengestalt, seit Rhodes die bedeutendste, lebte immer unter der Idee, durch die stille Arbeit der kommunistischen Organisationen an Stelle der Botschafter des Zaren ein geheimes Heer in allen Weststaaten zu unterhalten, das eines Tages aufbrechen und den Traum Alexanders I. von der heiligen Allianz unter russischem Schutz in einer revolutionären unter dem Sowjetstern verwirklichen sollte. Mit seinem Tode ist der Nimbus des Ideals zu Ende, nicht nur die Persönlichkeit, die es in sich verwirklichte. Um so mehr als die wirtschaftlichen Formen des Ideals trotz der Ströme von Blut völlig versagt haben und das ungeheure Gebiet auch durch die beschleunigte Rückkehr zum Privateigentum und Privatgeschäft vor einer neuen Katastrophe nicht mehr zu bewahren ist. In der Bauernschaft der russischen und asiatischen Erde, von der Weichsel bis an die Grenzen Indiens und Chinas, über die alle großen Kulturen bis jetzt wie Schatten fortgeglitten sind, regt sich

die religiöse Inbrunst, halb christlich-orthodox, halb bolschewistisch verkleidet, ihres eigentlichen Wesens noch kaum bewußt, und aus ihr kann eines Tages die große Erscheinung hervorgehen, die in einem ungeheuren Ansturm das Bild Asiens und damit die diplomatischen Ziele und Hoffnungen der Welt von Grund aus verändert. Vielleicht wird eines Tages die heilige Revolution ebenso blutig losbrechen wie einst die rote. Das Beispiel des Barons von Ungern-Sternberg¹ zeigt, mit wie geringen Mitteln Asien in einer Form mobil zu machen ist, gegen die es keinen Widerstand gibt. Und ist es angesichts der tiefen Erregung im Islam anders? Liegt die Erscheinung eines echten Khalifen, der nicht um seine Anerkennung zu streiten braucht, weil plötzlich niemand seine Berufung anzweifelt, außerhalb aller Möglichkeit?

Durchkreuzt wird diese geheime Neigung der Dinge durch die offenkundige Tatsache, daß die innere Politik aller Länder heute in einer anderen Form in die großen Ereignisse eingreift als vor dem Kriege. Es geschah früher durch einen rein parlamentarischen Druck radikaler Parteien auf die Regierung, entweder um die Durchführung von Rüstungen nur gegen Zugeständnisse freizugeben, oder um den Gang der äußeren Politik, mit sehr geringem Erfolge, in andere Bahnen zu lenken. Der Gedanke einer Revolution war praktisch fast aus dem Denken der Revolutionäre verschwunden. Die stehenden Heere galten allgemein als Waffe, gegen die jeder Widerstand sinnlos war. Der Krieg hat aber gezeigt, wie begrenzt die Wirkung dieser Waffe innerhalb unserer steinernen Städte sein kann, und er hat außerdem die Seele des Soldaten verändert, der heute politische Überzeugungen hat und seine Handlungen unter Umständen davon abhängig macht. Es kommt hinzu, daß auch die überragende Bedeutung der Luft- und Unterseewaffen mit ihrem sehr kleinen Mannschaftsbestand die Frage verändert. Der Radikalismus ist heute in allen Ländern revolutionär und hat ganz bestimmte Auffassungen über mögliche Entscheidungen unter Anwendung von Gewalt. Er hat außerdem seine eigene Diplomatie von Land zu Land, deren bloßes Vorhandensein die große Politik in neue Formen drängt. Das innere Frankreich steht vor der Wahl zwischen Chauvinismus und Syndikalismus;

¹ Pol. Pflichten der deutschen Jugend S. 10 f.

darüber besteht kein Zweifel. Mißerfolge nach außen und Zerstörung der Triumphstimmung von 1918 bedeuten die Erhebung von Paris, bedeuten auch die Entscheidung darüber, ob man schwarze Truppen gegen weiße Arbeiter zu führen wagt. Ähnliche Fragen kennt heute jedes Land, und damit dringt auch auf der andern Seite, derjenigen der Tradition von nationaler Macht, Ehre und Eigentum das Bewußtsein durch, ebenfalls nicht mehr an die bestehenden Formen gebunden zu sein. Der Staatsstreich und die Diktatur sind heute feste Bestandteile im Stil des politischen Handelns, um so mehr, als sie sich durchaus mit der Wahrung parlamentarischer Formen, sogar der englischen, vertragen.

Aber damit rückt die Entscheidung aus Problemen der Form in das Vorhandensein und Wollen starker Persönlichkeiten. Sowjetrußland war Lenin, Südafrika war Rhodes, Mussolini ist Italien. Kein Parlament, keine Partei, kein Heer hat heute an und für sich die Entscheidungen in der Hand. Sie liegen überall und ausschließlich im Dasein oder Nichtsein einzelner Männer, ihren persönlichen Entschlüssen, Ideen und Zielen. Eine Grenze, wie sie noch zur Zeit Bismarcks auch der Stärkste an den bestehenden Verhältnissen fand, gibt es nicht mehr. Das ist die Aussicht, welche auch das geringste Land besitzt.

In Bereitschaft sein ist alles.

OSWALD SPENGLER

DER STAAT

Sonderdruck aus „Der Untergang des Abendlandes“ II. Bd.

Mit einem Vorwort. Geheftet M 3.50

AUS DEM INHALT: Staat und Stände. Adel und Priestertum. Eigentum, Macht und Beute. Stand und Partei. Recht und Macht. Vom Lehnverband zum Ständestaat. Revolution und Napoleonismus. „Verfassung“, Vom Parlamentarismus zum Cäsarismus. Der Staatsmann. Die Presse. Selbstvernichtung der Demokratie durch das Geld.

DIE WIRTSCHAFT

Sonderdruck aus „Der Untergang des Abendlandes“ II. Bd.

Mit einem Vorwort. 6.—9. Tausend. Geheftet M 1.60

AUS DEM INHALT: I. Das Geld: Die politische und die wirtschaftliche Seite des Lebens. Landbau und Handel. Denken in Gütern. Denken in Geld. Weltwirtschaft. Das faustische Denken in Geld. Der Kapitalismus. Das Wirtschaftsdenken der Russen. — II. Die Maschine: Geist der Technik. Die faustische Technik. Der Erfinder. Der Mensch als Sklave der Maschine. Unternehmer, Arbeiter, Ingenieur. Endkampf zwischen Geld und Politik.

POLITISCHE PFLICHTEN DER DEUTSCHEN JUGEND

Rede, gehalten am 26. Februar 1924 vor dem Hochschulring deutscher Art in Würzburg. 17.—22. Tausend. Geheftet M 1.—

Diese Rede beleuchtet die Fehler der nationalen Bewegung und weist auf die Notwendigkeit hin, an die Stelle blinder Begeisterung die Erziehung zu staatsmännischem Denken zu setzen.

PREUSSENTUM UND SOZIALISMUS

56.—65. Tausend. Geheftet M 1.60, gebunden M 2.40

INHALT: Einleitung. Die Revolution 1918. Sozialismus als Lebensform. Engländer und Preußen. Marx. Die Internationale.

Die Kölnische Zeitung vom 22. Juni 1924 widmet dem Politiker Spengler einen großen Aufsatz, dem die nachstehende Stelle entnommen ist: „Spenglers außerordentliches Vermögen, geschichtliches Geschehen in großen Verhältnissen aus weitesten Perspektiven zu schauen und zu durchdenken, sein an vielseitigsten Interessen geschärfter Blick, sein erfolgreiches Durchdringen der abendländischen Kultur in epochemachender Arbeit voll lebendiger Anregungen, wiesen ihm naturgemäß die Aufgabe zu, nun auch einmal gesondert das deutsche Schicksal der letzten Jahre einer umfassenden Betrachtung zu unterziehen, auch auf die Gefahr hin, die parteipolitischen Gewässer zu durchkreuzen und auf Felsengebirge des Widerstands zu stoßen. Spengler schreibt als ein deutscher Mann, zur Besserung deutscher Verhältnisse, darum soll man ihn hören und aus seinen Darlegungen Nutzen zu ziehen suchen.“

C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

OSWALD SPENGLER

DER UNTERGANG DES ABENDLANDES

UMRISSE EINER MORPHOLOGIE DER WELTGESCHICHTE

Erster Band: Gestalt und Wirklichkeit

53. bis 59., völlig umgearbeitete Auflage (87.—97. Tausend)

INHALT: Einleitung. Tafeln zur vergleichenden Morphologie der Weltgeschichte. I. Vom Sinn der Zahlen. II. Das Problem der Weltgeschichte. 1. Physiognomik und Systematik. 2. Schicksalsidee und Kausalitätsprinzip. III. Makrokosmos. 1. Die Symbolik des Weltbilds und das Raumproblem. 2. Apollinische, faustische, magische Seele. IV. Musik und Plastik. 1. Die bildenden Künste. 2. Akt und Porträt. V. Seelenbild und Lebensgefühl. 1. Zur Form der Seele. 2. Buddhismus, Stoizismus, Sozialismus. VI. Faustische und apollinische Naturerkenntnis.

Zweiter Band: Welthistorische Perspektiven

43.—49. Aufl. (71.—81. Tsd.) mit ausführl. Namen- und Sachregister über Band I u. II

INHALT: I. Ursprung und Landschaft. 1. Das Kosmische und der Mikrokosmos. 2. Die Gruppe der hohen Kulturen. 3. Die Beziehungen zwischen den Kulturen. II. Städte und Völker. 1. Die Seele der Stadt. 2. Völker, Rassen, Sprachen. 3. Urvölker, Kulturvölker, Fellachenvölker. III. Probleme der arabischen Kultur. 1. Historische Pseudomorphosen. 2. Die magische Seele. 3. Pythagoras, Mohamed, Cromwell. IV. Der Staat. 1. Das Problem der Stände: Adel und Priestertum. 2. Staat und Geschichte. 3. Die Philosophie der Politik. V. Die Formenwelt des Wirtschaftslebens. 1. Das Geld. 2. Die Maschine.

Geheftet je M 13.50, in schwarzem Ganzleinen gebunden je M 18.—

Beide Bände des Werkes liegen auch in Vorzugsausgaben vor. Auf büttenartiges Papier gedruckt in losen Bogen gefalzt je M 24.—. In Halbpergament gebunden je M 32.—. Luxusausgabe in 150 nummerierten, vom Verfasser signierten, mit der Hand in Ganzleder gebundenen Exemplaren; beide Bände M 220.—. Namen- und Sachregister: in losen Bogen M 1.—, in Halbpergament M 7.50; in die Ganzlederausgaben ist es mit eingebunden.

DER STREIT UM SPENGLER

Kritik seiner Kritiker. Von Manfred Schröter

Geheftet M 3.—

Manfred Schröter ist kein „Spenglerianer“, sondern hat seine eigene Kulturphilosophie, die entscheidend von der Spenglers abweicht. Aber sein hoher Gerechtigkeitssinn, seine Fähigkeit zur Einfühlung hat diesen Freund und Jünger Wilh. Diltheys zu einer kritischen Meisterleistung befähigt. „Schröter läßt uns die kritischen Stimmen hören, die Spenglers Werk wachgeweckt hat. Durch systematische Anordnung erreicht er es, daß nicht ein mißtönendes Stimmengewirr an unser Ohr klingt, in dem schließlich Harmonie über alle Dissonanzen sich behauptet. Seine Arbeit verrät nicht nur den kritischen Denker, sondern vor allem den auf positiv systematischen Aufbau gerichteten Philosophen. . . Jeder, der in eindringender Weise mit dem ganzen Werk Spenglers oder mit einem Bande allein sich kritisch auseinandersetzen will, wird gut tun, vorher Manfred Schröters Schrift zu studieren; denn sie gibt einen ganz vortrefflichen, das Wesentliche beachtenden Überblick über die bisherige kritische Literatur.“ Prof. Dr. Messer (*Weserzeitung*). — „Eine Kritik der Kritiker Spenglers, wie sie gehaltvoller, fruchtbarer und anregender kaum gedacht werden kann! Eine wahre Musterleistung in der Art, von der man vielleicht sagen kann, daß ihre Bedeutung über Ruhm und Dauer von Spenglers Werk hinausreichen wird, deshalb weil diese Kritik der Kritiker über dessen Werk hinaus für die Geschichts- und Kulturphilosophie und die Kulturmetaphysik Perspektiven bedeutungsvoller Art erschließt und so in eine Zukunft jenseits von Spengler weist.“ Dr. Hans Trog (*Neue Zürcher Zeitung*).

C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

BISMARCKS VERFASSUNGSPOLITIK

Rede zur Gedenkfeier der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches

Von FRITZ VAN CALKER

Geheftet M 1.80. Soeben erschienen

Das große Problem der deutschen Innenpolitik, die heißumstrittene Frage: Unitarismus oder Föderalismus? kann aus einseitiger gefühlsmäßiger Einstellung heraus keine befriedigende Lösung erfahren. Der Versuch, die Gegensätze politischer Parteianschauungen zu überbrücken, kann nur gelingen, wenn wir auf objektive Grundlagen zurückgreifen. Eine solche Grundlage gibt uns die politische Theorie einer vitalistischen Staats- und Rechtslehre und die politische Praxis in dem realpolitischen Denken und Handeln unseres größten Staatsmannes. Die erkenntnistmäßige Lösung des Problems mündet daher in die politische Forderung aus: zurück zu Bismarck.

DER MASSENWAHN

SEINE WIRKUNG UND SEINE BEHERRSCHUNG

Von KURT BASCHWITZ

2. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

INHALT: Vorwort: „Über den vorsichtigen Gebrauch dieses Buches“. Einleitung: Unser Aberglaube. 1. Unsere Massenwahnvorstellungen über den Massenwahn. 2. Massenwahn im Geschichtsurteil. I. Massenwahn und Einzelverstand. 3. Ansteckende Massengeisteserkrankungen. 4. Zwischen Geisteskrankheit und Massenwahn. 5. Der Massenwahn gesunder Menschen und seine Ursachen. II. Kriegswahn. 6. Auswärtige Staatsleitung und Volksstimmung. 7. Wunschbilder über den Feind als Krieger. 8. Wunschbilder über den Feind als Menschen. III. Weltgewissen. 9. Entlastungsbedürfnis neutraler Völker. 10. Verehrungsdrang der Neutralen. 11. Die Denkart der krummen Neutralität bei uns und andern. IV. Völkerhaß. 12. Beliebte und unbeliebte Völker. 13. Die Ausdrucksform des Völkerhasses. 14. Die Unwichtigkeit der Schlagworte. V. Schlüsse. 15. Der Spiegelgedanke. 16. Wortführer und Staatsführer.

Dieses Buch ist etwas völlig Neues und gibt auf dem Gebiet der Massenseelenkunde eine derartige Fülle praktischer Handhaben, daß daneben Le Bons bekannte „Psychologie der Massen“ für den Politiker an Bedeutung zurücktritt. Baschwitz wendet sich an das praktische politische Denken jedes Deutschen, indem er zeigt, wie Massenwahnvorstellungen zustande kommen, wie sie wirken und wie sie beherrscht werden können; er gibt uns also damit einen Spiegel der Erkenntnis und zugleich eine Anleitung zum Willen! — Das Werk bringt Klarheit und zwar an der Hand außerordentlich reichhaltigen geschichtlichen Materials, das — ein ganz besonderer Vorzug — bis in die unmittelbare Gegenwart fortgeführt ist.

„Das Wertvollste, was seit langem zur Biologie der öffentlichen Meinung gesagt worden ist.“ *Preussische Jahrbücher*. — „Ein glänzend geschriebenes, erquickendes und befreiendes Buch, gleich anziehend und gleich belehrend für Historiker, Politiker und Psychologen, Kultur- und Geschichtsbetrachter jeder Art.“ *Münchener Neueste Nachrichten*. — „Hier hat ein nach vielen Seiten freier Geist, ausgerüstet mit der politischen und psychologischen Bildung seines Zeitalters, ein Werk geschaffen, an dem kein Staatsmann vorbeigehen soll. Die öffentliche Meinung, sagt einer der Lehrmeister des Verfassers, ist private Faulheit. Baschwitz erörtert in diesem Buche die Zusammenhänge zwischen Massenwahn und Einzelverstand.“ *Das Tagebuch*. — „Aus dieser Art der Betrachtung fällt so viel Licht auf viele politische Probleme, denen sonst schwer beizukommen ist, daß allein schon diese Fruchtbarkeit das Buch allen politisch Interessierten empfiehlt.“ *Weserzeitung*. — „Dieses reiche, schlicht geschriebene Werk eines wahrhaft deutsch empfindenden Denkers gehört in die Hände aller.“ *Süddeutsche Monatshefte*. — „Das Buch ist mit objektiver Wissenschaftlichkeit geschrieben, es erhebt gegen niemand und nichts Vorwürfe. Es schildert aber auch nicht bloß die Tatsachen, sondern es sucht sie uns zu erklären. Und die Ergebnisse, zu denen Baschwitz auf Grund seiner Hypothese vom ‚Massenwahn‘ kommt, sind in der Tat überraschend.“ *Deutsche Allgemeine Zeitung*.

C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

FRITZ VON HAKE / ZUSAMMENBRUCH UND AUFSTIEG des französischen Wirtschaftslebens 1789—1799. Geheftet M 3.60

INHALT: I. Einleitung. Überblick über die Wirtschaftsverhältnisse der vorrevolutionären Zeit / II. Die wirtschaftliche Entwicklung bis zum Sturz des Königtums / III. Der Konvent. IV. Das Direktorium / V. Ausblick. Anlagen: 1. Durchschnittskurse der Departements Beins und Var auf Grund der Tableaux de dépréciation. 2. Graphische Darstellung der Kursentwicklung von 1790—1817. 3. Republikanischer Kalender. Literaturverzeichnis. Zeittafel.

Spenglers Blick auf die französische Revolution im „Neubau des Deutschen Reiches“ wird die Aufmerksamkeit auf die merkwürdigen Parallelen der Ereignisse von heute zu denen jener großen Wende im Geschicke Europas lenken. Zu diesen Parallelen steuert F. v. Hake ein ganz erstaunliches Material bei, dessen Deutung innerhalb der Spenglerschen Linien der Kulturabläufe überraschende Blicke in weltgeschichtliches Geschehen eröffnet. — „Hakes Buch predigt folgenden Leitsatz: Nicht durch maßlose Steuern kann der Kredit des Staates und die Gesundheit der Finanzen hergestellt werden, sondern vielmehr durch eine planmäßige, geordnete Verwaltung unter einer starken Regierung. Der Wille zur Macht, kraftvoll und restlos in die Tat umgesetzt, hat zu allen Zeiten den Sieg errungen.“ *Steuer und Wirtschaft*. — „Wie Frankreich den Weg zur Gesundung fand, das schildert Fritz von Hake mit deutlichem Hinweis auf die heutigen Verhältnisse in unserm Reich. In seinem Buche wird eine inhaltsreiche, von überraschenden Parallelen wimmelnde Wirtschaftsgeschichte der Französischen Revolution geboten.“ *Hannoverscher Anzeiger*. — „Das Buch beansprucht die ernsteste Beachtung aller Wirtschaftspolitiker.“ *Hans F. Helmolt (Literarisches Echo)*. — „Das ist ein Buch zur Zeit! Die Französische Revolution hat nur Elend zur Folge gehabt, das dem Elend des heutigen, unter der Einwirkung des verlorenen Krieges und der kaum minder unheilvollen Revolution stehenden Deutschland gleicht wie ein Ei dem andern — so verschieden auch die Ursachen der Revolution in beiden Fällen sind.“ *Schwäbischer Merkur*.

FRITZ VON HAKE / ENGLANDS KRIEGBILANZ Geheftet M 1.60

INHALT: I. Englands Politik und Kriegführung als Weltmacht: 1. Vom 100jährigen Krieg bis zum Sturz Napoleons. 2. Englische Weltpolitik im 19. Jahrhundert. 3. Das Auftreten Deutschlands als wirtschaftlicher Konkurrent. 4. Vom Regierungsantritt Eduards VII. bis zum Weltkrieg. II. Die Bilanz des Weltkriegs: 1. Englands gegenwärtige Machtmittel zu Lande, zu Wasser und in der Luft. 2. Wirtschaftslage und Finanzen. 3. Englands Prestige. III. Schlußbetrachtung.

FRIEDRICH LEONHARD CROME DAS ABENDLAND ALS WELTGESCHICHTLICHE EINHEIT In Pappband M 6.—, in Ganzleinen M 7.—

INHALT: Die Grundlegung Europas im römischen Kaiserreich. Entstehung der römisch-germanischen Kulturwelt. Das abendländische Universalreich. Die Bildung der europäischen Nationen. Der Aufstieg Europas zum hegemonischen Erdteil. Europa im Weltstaatsystem. Das 19. Jahrhundert.

„Von der ersten bis zur letzten Seite betont die Darstellung Cromes die Bedeutung des nationalen Gedankens als des richtunggebenden, ja als der politischen Quintessenz der ganzen abendländischen Entwicklung. Es berührt im hohen Grade sympathisch, daß diese These frei von allen Schlagworten, ja frei von aller politischen Leidenschaft mit einer ruhigen Sachlichkeit erörtert wird, die auf dem sicheren Boden einer in ernster Arbeit, in inniger Anteilnahme an dem Geschick des Vaterlandes erwachsenen Überzeugung ihre Grundlage findet.“
Frankfurter Nachrichten.

C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

